

THE DORSCH LIBRARY.



The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Elise Dorsch

Fridolin Schwertberger.

Bürgerleben und Familienchronik aus einer süddeutschen Stadt.

„Ich weiß ein köstlicher Ding als Fürstenstand und Heldenruhm, und könnte es der Aermste von uns haben: das ist die Mildigkeit des Herzens. Einer nur ist Kaiser, Wenige nur sind Kurfürsten und Herren; Alle können wir aber gütige Menschen sein, wenn wir nur wollen."

Geiler von Kaysersberg.

Von Carl Spindler.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Die Neujahrsnacht.

Der Glasermeister Rennerle stand vor seines Wohnzimmers bescheidenem Spiegel, knüpfte sein Halstuch in eine manierliche Schleife und sang vergnügt dazu:

„Konstanz liegt am Bodden-Boddensee,
Wer's nicht glaubt, kann selbst hingeh'n!"

„Aber, Mann!" rief die Frau, die in der Ecke beim Ofen saß und das Kind in den Schlaf schmeichelte; „ist's denn auch erlaubt, daß Du singst und Possen machst und draußen deckt der Sturm alle Dächer ab?"

„He, he!" versetzte der Glaser; „soll der Handwerksmann nicht lustig sein, wenn ihm der Wind die Sechsbätzner zum Schornstein hereinbläst? Da! hast Du's gehört? Da klingelt's wieder, daß es eine Art hat. Wieder ein Fensterflügel mit sechs Scheiben kaput. Dem Nachbar Wapler schmeißt das Wetter Alles entzwei und so wird's in der ganzen Stadt aussehen. Frauele, ich habe über die Feiertage alle Hände voll zu thun in dem Betreff. Vivat der Sturm! Das sind glückliche Weihnachten und Neujahr!" — Und auf's Neue hob er an:

„Konstanz liegt am Bodden-Boddensee . . ."

„Weck' mir den Ignaz nicht auf!" ermahnte wiederum die Frau; „ich habe ohnehin meine liebe Noth mit ihm gehabt, bis er schlief."

„In dem Betreff will ich still sein," bemerkte Rennerle folgsam; „ich höre lieber mich nicht singen, als den kleinen Balg da schreien. Das ist probat."

„Du hast gar kein väterliches Gemüth," scherzte Frau Rennerle gutmüthig; „wie gut, daß wir nur diesen Einen, diesen Ignaz haben! Gäb' es Mehrere im Hause, Du liefest, glaub' ich, gar davon."

„He, he, kann sein!"

„Bist übrigens an und für sich lieber draußen als daheim. Lässest mich heut sogar, am Sylvester, zu Haus allein. 's ist schier nicht erlaubt. Kommt dann erst um zwei oder drei Uhr Morgens wieder, der lockere Vogel, und zwar — ich weiß es genau — nicht allein, sondern selbander mit einem guten Zopf und Haarbeutel, mit Lärm und Spektakel, daß an's Schlafen gar nicht gedacht werden kann und Hund und Kind rebellisch werden muß. Hab' ich Recht oder . . ."

„He, he, versteht sich," erwiederte der Meister lachend und zog den aschfarbigen Rock an; „was Du in dem Betreff sagst, ist probat, ist aktenfußmäßig. Aber Du weißt auch schon . . . die Wurstbruderschaft ist einmal eingesetzt und heut ist ihr Tag, ihre Versammlung, und so ist es seit Anno Dazumal gewesen, als die Wurstbruderschaft errichtet worden ist, und ich darf nicht wegbleiben, sonst steht im Hintergrund eine Strafe von einem Gulden dreißig Kreuzer, und der Gevattermann zum Steinbock macht mir ein wüst Gesicht das ganze Jahr hindurch. Und darum mag ich kein Hintergrunds-

mann werden, denn der Steinbockwirth, der Karle, ist ein guter Kundmann in dem Betreff."

„I, um Entschuldigung und Ausrede ist das knütze Mannsvolk nie verlegen," sagte, wiewohl lächelnd, das Weib und gab dem Meister den Kuß zurück, den er ihr auf die Backe gedrückt hatte. „Geh' nur meinethalben und mach's nicht zu arg mit dem Trinken, damit Dir's nicht geht wie alle Tage dem Matthias, dem Sattler da unten."

„Nun, nun, mit dem Wustel mich zu vergleichen in dem Betreff!"

„'s ist ja nur mein Spaß, lieber Alter; aber wahrlich, laß Dir etwas sagen. Setz' Dich nur ein wenig noch zu mir. Der Steinbock springt Dir nicht davon und die Wurstbrüder warten schon auf Dich, wenn Du auch etwas später kämest als sie."

„Nun denn, da sitz' ich, Alte. Was hast Du im Hintergrund?"

„Wie willst Du's mit dem Sattler machen? Wir können ihn nicht im Hause behalten. 's wird alle Tage ärger. Gott, wie dauert mich das arme Weibsbild, seine Frau, und die Kinderlein! Ich kann's wahrhaftig nicht mehr aushalten; mir springt das Herz, wenn ich so täglich und stündlich das Elend betrachte. Der Sattler ist uns zudem zwei Quartale an der Miethe schuldig und sein Geschäft geht nicht mehr. Er arbeitet nicht, der Gesell ist ihm davongelaufen, der Lehrbub wird's morgen thun; die Frau und die Würmer hungern, daß es ein Jammer ist. Die alte zerbrochene Pfarrerkutsche vom Land, ein paar verschimmelte Pferdegeschirre, ein halb Dutzend Peitschenstöcke und das bischen Hausrath

— mehr ist da unten nicht mehr zu finden. Kein Verdienst, dafür Schulden bis über den Kopf hinaus ... Was soll daraus werden? Sieh' Dich vor, Alter. Bewahrt ist besser als beklagt."

„Du redest allbereits recht verständig in dem Betreff. Aber die Sach' ist ungleich, wie der alte Stricker sagt, der beim Spiegelbeck seinen Schoppen trinkt. Weißt Du? — der Matthias ist mir zu grob und excessiv, ich mag ihm nicht aufkünden. Zudem ist sein Vater noch im Hintergrund, verstehst Du? und der alte Schwertberger ist ein Mann wie Gold. He?"

„Ei ja, Respekt vor ihm!" sagte die Frau und verneigte sich dabei; „er schon, aber der Vater kann dem einen Sohn nicht Alles anhängen, hat auch noch andere Kinder, die zwei Mädeln und den Pariser — obendrein hat der Matthias schon viel mehr empfangen, als sein Antheil betragen wird; zu schweigen von seinem Mütterlichen, das er so lüderlich verputzt hat. Seine Mutter war eine brave Frau, Gott hab' sie selig, und sein Vater ist noch heut ein kreuzbraver Mann. Womit hat er nun das Unglück verdient, einen solchen Taugenichts zum Sohn zu haben? Die Kinder von der zweiten Frau sind alle gut gerathen."

„Nun, wir wollen den Tag nicht vor dem Abend loben in dem Betreff," zweifelte Rennerle; „keine Regel ist ebenfalls nicht ohne Ausnahme. Sapperlot! des Schwertberger's Zweite war eine schöne, stolze, korpulente Frau gewesen, das ist probat!"

„Wie gehört denn das daher?" fragte die Meisterin mit verzogener Lippe. „Wenn einmal Eine draußen bei den Schotten liegt ... sollt' ich meinen ..."

„Pst, pst! nur ruhig im Glied, fußmäßig, aktenfußmäßig, liebe Alte!“ ermahnte Rennerle wichtig; „ich wollte nur sagen, daß ... daß der Matthias die Frau allbereits eigentlichst um's Leben gebracht hat ... weißt Du ...? wie er das Haus angesteckt hat ... he?“

„Ob ich das weiß? Aber das ist aus Unvorsichtigkeit geschehen. Das verwünschte Tabakrauchen! Und dann der Rausch, den der Mensch hatte ... Genug, die Frau hatte den Schrecken davon und starb. Gott tröste sie. Aber mit all' dem ist sich nicht auf die Aushülfe des alten Herrn zu verlassen und morgen wirst Du dem Sattler aufsagen. Punktum.“

„Das heißt, in dem Betreff: Du wirst ihm aufsagen. Ich bleib' im Hintergrund, und wollte Gott, das Quartal wäre schon vorüber und ich begegnete dem groben Kerl nicht ein einzigmal mehr.“

„Meinetwegen,“ antwortete die Frau herzhaft; „ich untersteh' mich's schon. Hättest Du ihn nur heute gehört, wie er seinen Leuten den Abend verkümmert hat. Gerade wie er zu Weihnachten gethan, wo ich dem armen Weib eine kleine Bescherung für die Kinder hinuntergebracht hatte. Das war ein Toben und Fluchen, ein Herumfahren, Stoßen und Werfen! Auf der Landsgemeinde in Appenzell geht es ruhiger her. Endlich fuhr der Bösewicht ab und eine halbe Stunde nach ihm ist der Vater Schwertberger gekommen. Nun, der hat getröstet und lamentirt und versprochen, er wolle, wenn's zum Aergsten käme, aus allen Kräften für die Frau und die Kinder thun, was Gott lieb ist, aber für den Matthias rühre er nicht eine Hand mehr und für ihn habe er keinen Batzen mehr im Vermögen. Die

Leute, denen er schulde, möchten sehen, wie sie zu ihrem Sach kämen und so weiter, wie man zu sagen pflegt, wenn Einem der Magen voll kochender Galle und Betrübniß ist. Du hörst also, lieber Kaspar . . ."

„Daß es schon acht Uhr schlägt auf dem Münster, das hör' ich allbereits, wenn schon der Sturmwind heillos dazu aufspielt. Ich muß fort. Sapperlot, jetzt pressirt's. Adje, Alte; adje, Luwissele! Schlaf' wohl! Prosit Neujahr!"

Schon war Rennerle auf der Treppe. Die sorgsame Frau, die da leuchtete, rief ihm allerlei Lebensregeln nach. „Knöpfe Dich brav zu! Trink' nicht zu viel! Laß das Spielen sein! Denk' fein an morgen! Daß Dir kein Ziegel auf den Kopf fällt! Hast Du den Hausschlüssel?"

Ihre Worte verhallten ohne Erwiederung. Rennerle war schon auf der Gasse. Das Wetter geberdete sich immer abscheulicher. Da half nicht Mantel, nicht Regenschirm; da leuchtete nicht Stern, nicht Laterne. Wer da sich in's Freie wagte, hatte auf Leib und Leben gegen alle Schrecknisse der Jahreszeit anzukämpfen. Rennerle, der neben der Stephanskirche wohnte, hatte über den Domplatz bis zum Steinbock einen verhältnißmäßig kurzen Weg zu machen, aber die geringe Strecke zurückzulegen wurde ihm beispiellos sauer. Die Windsbraut tanzte um den Dom ihren wahnsinnigsten Reigen und machte dazu eine fürchterliche Musik: ein Orgeln und Pfeifen und Paukengetrommel, als ob die seligen Domherren in der längst eingestürzten Kellerei der Bischofspfalz ihren Sylvester hielten und trunken sängen: „Da wo die Schellen klingen in Regis Curia!" Und gegen-

über sauste nicht minder der Sturm aus dem Westen über die alten Stadtmauern und Kapitelhäuser herein, daß manchmal Einer wähnen mochte, auch die grauen Patriziergeschlechter seien wiedererwacht aus dem Moder der Grüfte, und feierten in ihrer Trinkstube zur „Katze“ das Neujahr und stampften unter Becherklang und Jubelsang den Kehraus der letzten Dezemberstunde. Eine wüste Nacht! Dennoch waren viele alte und zwar recht alte Knaben auf den Beinen, in Flanell gewickelt, in Pelze gehüllt, auf Korksohlen wandernd nach einem und demselben Ziele, wohin die Bundespflicht sie rief, ebenso wie den Meister Rennerle, der einen der allerjüngsten Aspiranten der Wurstbruderschaft vorstellte.

Da — da glänzte endlich am Ellenbogen, den die Rheinstraße macht, die gastliche Leuchte über der Thüre des Steinbocks. Kerkerähnlich der Eingang, gefährlich sogar wegen der Kellerfallthür am Boden, die just offen gähnte und schnappte nach einem Opfer; dennoch ein willkommener Port. Rennerle verschnaufte ein wenig unter der Pforte. Im Erdgeschoß des Gast- und Bräuhauses zum Steinbock trieben Handwerksgesellen und Taglöhner ihr lärmendes Wesen. Die Treppenlampe zeigte den Weg zu einem friedlichern Stockwerk, wo anständigere Gäste saßen, und zu dem Zimmer, das an diesem feierlichen Abend für die Brüder und Kandidaten des Wurstbundes vorbehalten worden war. Im Begriff, sich den Nachzüglern der Gesellschaft, die sich nach und nach einstellten, anzuschließen, änderte der Glasermeister plötzlich sein Vorhaben und drückte sich tief in den Schatten, den die Pforte des Hauses gewährte. Rennerle vernahm eine Stimme, die ihm bekannt, aber nicht

angenehm war, und dem die Stimme gehörte, wollte er nicht begegnen.

„Hol' euch der Henker mit eurem Plaisir und euren schalen Liedern!" sagte die rauhe Stimme; „ich mag nicht bleiben."

„Aber, Matthias, wohin?" fragte Einer, der den Ausreißer hätte zurückhalten mögen.

„In meine Gesellschaft will ich, in die Schweiz, dorthin, wo die Patrioten sitzen, bei Gott, und wo andere Lieder gesungen werden, als das ‚von der Schnitzelbank' und ‚Heil Dir im Siegerkranz!'" — Wahrscheinlich um ein Pröbchen seiner Lieblingsweisen zu liefern, sang der bereits exaltirte Matthias aus voller Kehle: „Patrioten voran, den Berg hinauf und pflanzt der Freiheit Fahne auf!"

„Schweige doch!" ermahnte sein Freund; „wenn ein Gendarm Dich hörte?!"

„Nun, und wenn? Gefällt's Dir aber nicht, so laß mich los, ich will in die Schweiz!"

„Ei, mein Gott, nach Kreuzlingen in's Schäpfle? Es schneit und regnet dicht."

„Und wenn's Katzen hagelt! Adje."

„Der Wind nimmt Dich in die Lüfte, Du wirst sehen. Draußen am See wird er grob thun."

„Ei was! läg' ich doch lieber mitten im See, als daß ich lebe. Mein Alter hat mir heut wieder einen Verdruß gemacht ...! er hetzt mir das Weib auf ...! er hat gut reden. Dort oben sitzt er mit seinen Kameraden und läßt sich's wohl sein, und ich ... Donnerwetter! geh', Andres, leihe mir ein paar Gulden."

Es entstand eine kleine Pause. „Nun?" hob wieder

Matthias an und zwar sehr barsch; „nun, wird's bald? oder nicht? Ich meine, Du hast schon manchen meinigen Kronthaler vertrinken dürfen. He?"

„Hm, Matthias, wenn ich wüßte ...?"

„Daß ich Dir's wiedergebe? Dummheiten. Heraus mit dem Gelde. Du hast den Sack voll. Deine Großmutter hat Dir zweihundert Gulden hinterlassen, das weiß die ganze Stadt. Her mit einem ihrer rostigen Thaler. Ich muß aus der Stadt, damit ich heute nicht mit dem Alten zusammen komme. Es gäbe ein Unglück."

„Nun, da, Matthias, da ist ein Konventsthaler. Apropos, weißt Du? Der Pfeifenkopf, der mir am Sonntag so wohl gefiel ...?"

„Aha, ich merke was. Meinetwegen, ich lasse Dir ihn."

„Vergiß das nicht. Adje, Matthias. Prosit Neujahr!"

„Danke, gleichfalls. Wird viel thun müssen, das neue Jahr, um einzubringen, was mir das alte verdorben hat. Du, mein Andreas, Du hast's leicht. Du bist ganz frei. Dagegen ich? Das Weib ärgert mich, die Schwestern plagen mich, die Kinder machen mir Verdruß, der Alte geistert mich bis auf's Blut, als stände ich noch unterm Farrenwaddel ...! Herkules! So ein Alter lebt, bei Gott, ewig, noch ein Jahr nach der Ewigkeit!"

„Bah, bah!" versetzte Andreas hastig; „sind das christliche Reden? Ich wollte, ich hätte meine Eltern noch; das magst Du glauben." —

„Meinetwegen. Immerhin ist's gut, wenn ich heut

mit dem Alten nicht zusammen komme ... es gäb' ein Unglück! Gut' Nacht, Andres!"

Matthias war mit einem Sprung fort. Andreas seufzte ihm ein banges: „O du liebe Zeit!" nach und kehrte in die Stube zurück. Rennerle schlüpfte hinter der Thüre hervor, begab sich die Treppe hinan und trat in das von einem Halbdutzend Lichtern erhellte, braun vertäfelte Zimmer, wo die Bundesglieder, Meister und Brüder und dienende Knappen, bei Tische saßen, ehrwürdigst aneinander gereiht. Schon dampfte die Suppe gewürzig, in großen Humpen schäumte das Bier. Der Sekretär schloß eben das Protokoll der Sitzung mit den Worten: „Item, zur Strafe seines ungeziemenden Ausbleibens am Sylvesterabend ist Kaspar Rennerle, Glasermeister und jüngster Aspirant, in einen Gulden und dreißig Kreuzer Buße verfällt worden."

„He, he, holla ho!" protestirte der Eintretende; „das ist nichts in dem Betreff! Ich bin kein Hintergrundsmann, wenn's beliebt. Ausgestrichen, aktenfußmäßig! Guten Abend, ihr Herren! Karle, Gevattermann, ich esse auch mit. Es soll mir allbereits wohl schmecken und ebenfalls wie Keinem von euch nicht."

Es konnte nicht fehlen, die Strafe mußte geschenkt werden, und Rennerle nahm sorgenfrei seinen Platz ein. Die Bruderschaft war komplet beisammen, einige Glieder ausgenommen, die Krankheit zu Hause hielt oder deren achtzig Jahre nicht mehr die frische Luft vertrugen.

In den geheimen Archiven des Vereins ist ohne Zweifel das Nähere verzeichnet, wann und von wem und zu welchen Zwecken die Bruderschaft einst gestiftet worden. Was hier zu wissen nöthig, ist nur, daß sie

aus den älteren angesehenen Bürgern der Stadt bestand, daß die Zahl der eigentlichen Brüder sehr beschränkt war und überwogen von der Zahl der Aspiranten, die zu Brüdern vorrückten, so oft der Tod eine Lücke in die Reihe der bemoosten Häupter sichelte. Eine offizielle Plenarsitzung fand nur am Sylvesterabend statt und wurde mit einem Mahle gefeiert, das größtentheils aus einer erlesenen Tracht von Würsten aller Gattungen zusammen gesetzt war. Die Laien wußten von den Zwecken der Bruderschaft nur den einen: die Leichen ihrer Mitglieder zum Grabe zu begleiten und für ihrer Seelen Heil Messen lesen zu lassen.

Den Vorsitz beim Banket führte heute der ehrwürdige alte Herr Schwertberger, Schreinermeister seines Handwerks, daneben Mitglied des Bürgerausschusses der Stadt, ein allgemein beliebter, hochgeachteter, von vielen seiner Mitglieder um guten Rath angegangener Mann. Es gibt Leute, die gerade nur gesehen werden dürfen, um Aller Herzen zu gewinnen. Zu diesen Genossen eines von der Natur verliehenen Adels gehörte der alte Schwertberger. Sein volles weißes Haar, seine hellen, verständigen Augen, die freundliche Menschlichkeit, die sich auf seiner Stirn und seinen Lippen ausgeprägt zeigte, bildeten ihn zu einem schönen Mann, der nebenbei seinen hohen schlanken Körper wohl zu tragen wußte. Seine klangreiche Stimme und schlichte Weise zu reden ermuthigte ihm gegenüber den Befangensten. Man fühlte sich wohl, sozusagen zu Hause in seiner Nähe. Hülfsbedürftige kannten ihn gar gut; die gleichgültigsten Menschen verstanden sein Gemüth, ehe sie ihn noch handeln gesehen. Ein Einziger begriff ihn nicht, und dieser

einzige Verblendete — leider — war sein eigener Sohn. Die grausame Ueberzeugung, dem Entarteten kein Auge für des Vaters Liebe und Redlichkeit geben zu können, verdüsterte Schwertberger's offenes Antlitz und verdoppelte zu Zeiten darin die Schwermuth, die den Geprüften am Grabe seiner Gattinnen überkommen hatte. Im Kreise seiner Freunde jedoch, namentlich als Vorsitzer beim Sylvesterschmaus des Bundes, war Schwertberger in der Regel gutes Muths und froher Dinge. Er legte die Last, die ihn drückte, vor der Thüre nieder; zu verständig, um vor Gleichgültigen damit zu paradiren; zu menschenfreundlich, um einen Schatten auf die Freude Derjenigen zu werfen, die er lieb hatte. — Heute war Schwertberger besonders lustig. Man hätte ihm nicht angemerkt, welchen Verdruß er vor wenigen Stunden in der Wohnung seines Sohnes ausgestanden. Aber unverkennbar verrieth sich seines Herzens tiefe Rührung und sein innerlichstes Vergnügen, als er, sein Glas erhebend, zu der Bruderschaft die Worte sagen durfte:

„Ein Jahr dahin, und dennoch unsere Zahl voll, meine Herren und Freunde! Lebendig sind Alle, die vor einem Jahr am heutigen Tag in unser Register eingetragen waren. Wir werden übermorgen in der Kirche ein Fest des Dankes feiern, und nicht einen Trauergottesdienst. Wir Alle sind Menschen, die das Leben lieben. Danken wir aus Herzensgrund dem Herrn alles Lebens, der unsern Verein in diesem scheidenden Jahr gnädig überwacht und dem grimmen Tode die Knochenhände gebunden hat!"

Mit lachendem Munde die Einen, mit dankbaren

Thränen die Anderen priesen sie Alle, den Freudenbecher leerend, das Glück des Daseins, die Gnade des Allmächtigen.

Die älteren Glieder der Bruderschaft waren in der That recht gute Männer, die das Band einer innigern Verbrüderung zusammen hielt. Nicht nur das Statut, sondern eine wahrhafte Neigung vereinigte sie als getreue Freunde. Biederkeit und ächter Bürger- und Nachbarsinn war Keinem abzusprechen. Zugleich hatte beinahe ein Jeder von ihnen irgend ein originelles Gepräge, das seine lustige Seite zur Schau trug, wie denn überhaupt kleinere Städte an dergleichen Originalmenschen, die man belacht, die sich aber darum nicht kümmern, gewöhnlich reicher sind, als der stark bevölkerte Handelsplatz oder die förmliche und steifere Residenz.

Da war unter Anderen der dicke Fabrikant Wapler, ein grauhaariger, flottäugiger Lebemann mit dreifachem Kinn, ein Muster der Beharrlichkeit in der Freundschaft, ein Spiegel der Rechtschaffenheit im Geldgewerbe; aber langsam und schwerfällig in Rede und Thun, mühseliger zu bewegen als ein Belagerungsgeschütz von großem Kaliber.

Ferner der magere Spezereihändler und Stadtrath Muselmann, ein gelbes aber ehrliches Gesicht, ein Mann, der zwar ein unsauberes falsches Toupet, aber nicht das kleinste falsche Fleckchen am Herzen trug. Seit langen Jahren mit der Stelle eines Waisenrichters, oder besser, eines Waisenvormunds betraut, leistete sein Charakter völlig Gewähr für diese schwere Verpflichtung. Neben seinem praktischen Verstand besaß er aber die Eigenthümlichkeit, alltäglich eine Menge der überraschendsten Bulls

zu machen, und zwar mit einer Unbefangenheit, die den Hörer im Zweifel ließ, ob Ernst oder Spaß dabei im Spiele.

Ein wunderlicher Genosse, der in manchen Stücken dem Stadtrath ähnelte, war auch der Exschullehrer Zipfehli. Seine Vorfahren hatten gradeaus „Zipfel" geheißen. Der Name war so ehrlich wie ein anderer; doch bedeutet er nach süddeutschem Sprachgebrauch im Volksmund nicht selten einen albernen Menschen. Vielleicht um sich unehrerbietige Scherze vom Leib zu halten, vielleicht auch in Folge der ehemaligen Sucht in Deutschland, die Namen der Gelehrten gut oder übel in's Lateinische zu übertragen, hatte sich des Exschullehrers Großvater, da er, seines Stamms der Erste, dem Schulfach beitrat, in einen „Zipfelius" umgewandelt. Der Enkel war lang in der Schweiz gewesen, und von dem Volke Zipfeli genannt worden, welches Diminutiv seinem Selbstgefühl kaum behagte. Daher war ihm der Gedanke gekommen, bei der Rückkehr in's Vaterland seiner zweiten Namensylbe ein h beizufügen, und somit auch die Betonung auf diese Sylbe zu versetzen, wobei er und seine Mitbürger sich endlich beruhigten. Eine gute Haut, der Zipfehli, bürgerlich gescheidt, ja mitunter pfiffig, doch nur wenn's galt, die gute Sache zu befördern. War's nun aber, daß der Exschullehrer schon von Haus aus seines Großvaters lateinisches Steckenpferd nicht besonders geritten, oder hatte er in langer Zeit der Ruhe viel von dem vergessen, was er einst in kurzer Frist übereilt gelernt? Eine Thatsache ist, daß Niemand öfter mit lateinischen Brocken um sich warf und daß vielleicht noch Niemand den alten Römern und neueren Gram-

matikern eine größere Schande machte. Zipfehli war in diesem Betracht ein kostbares Seitenstück zu der Freifrau von Muggensturm, die mit ihrem Französisch gleich barbarisch-willkürlich verfuhr.

In die Reihe der Eigenthümlichen gehörte noch Wildegans, der Wirth zum „kohlschwarzen Adler", der sorgloseste Sterbliche im großen Rund der Schöpfung. Geselligkeit — außer seinem eigenen Hause — Geselligkeit bei Wein und Braten, Spiel und Scherz ging ihm über Alles. Dieser Hang machte ihn zum methodischen Selbstmörder in Hinsicht auf sein Gewerbe. Der in allen Gasthöfen zu Hause war, wurde natürlich ein Fremdling im eigenen. Uebrigens ganz das, was man einen „seelenguten Kerl" nennt. Der Bedürftige erhielt sein letztes Hemd; seinen Freunden stand, wie sein Becher, auch seine Kasse zu Gebot. Noch nie war ein saumseliger Zahler von Wildegans verklagt worden. Wo er saß, ging's lustig her. Die Freunde rissen sich um den Schwänkemacher. Die guten Leute bedauerten seine Verblendung, gaben ihm jedoch unaufhörlich Gelegenheit, seinen Ruin näher zu rücken. „Gott wird's schon machen!" war der fromm-leichtsinnige Kernspruch des armen Wildegans.

Folgen noch als bemerkenswerthe Bruderschaftsglieder: der Doktor Mors, der, trotz seines schauerlichen Namens, Manchen vom allzu frühen Hintritt gerettet; ein geschickter Arzt, menschenfreundlicher noch als geschickt. Ein im Wiederschein des feurigen meersburger Weins stark geröthetes Gesicht mit weißen, seltsam durcheinanderhängenden Haaren und fingerdicken schwarzen Augenbrauen.

Der Advokat Dreyhirn, ein Männchen voll Beweglichkeit, eine Zunge, stets eifrig, im Eifer unermüdet. Ein Apostel der freigesinnten Opposition im Lande; eigentlich Oppositionsmann in jeglicher Hinsicht; Streit seine Lust, Wirrwarr seine Freunde. Dennoch ein humaner, dienstfertiger, zuverlässiger Mann.

Der Revisor Dotterweich. Spöttlicher hat noch niemals der Zufall einen Namen und einen Menschen zusammengewürfelt als einen monströsen Pasch. Ebenso gut könnte man den Löwen „Taube“ heißen. Dotterweich war ein martialischer Mensch, steif und straff aus einem Stück gegossen, eine Donnerstimme führend neben einem grauen, drohenden Schnurrbart; darum auch Befehlshaber der Stadtmiliz. Wenn er die Brauen zusammen zog, was häufig geschah, und eine, die gewöhnlichste, Ordre gab, so lautete diese, als würde eine Generalplünderung kommandirt, und dreihundert Bürgerherzen in Uniform fielen unter den Gefrierpunkt. Ein furchtbarer Mann, wie gesagt, im Drang des Diensts, in der Hitze des Paradeplatzes; aber, wie einem Heldengemüth eigen, traulich im Schooß der Freundschaft, unterwürfig zu den Füßen seiner Hausfrau.

Endlich noch der Herr von Natron, ein Patrizier vom alten Schlag, ein bischen viel neugierig, ein bischen viel klatschsüchtig, nicht minder kokett thuend mit seinen siebenzigjährigen Körpervorzügen, aber so unbefangenen Herzens, daß er allemal der Erste war, sich zu verwundern und zu beklagen, wenn seine Zunge irgend was Böses angestiftet hatte. Und der ehemalige Finanzrath Alexander, ein stiller, vornehm aussehender Herr, seit einigen Jahren Einwohner und sogar Bürger der

Stadt, ein Vater mehrerer hübschen Töchter, im Besitz einer ansehnlichen Pension und eines stattlichen Vermögens. Weiß Gott, warum das Volk im Allgemeinen den Verdacht hegte, daß der Finanzrath jüdischen Ursprungs sein müsse? Die achtbarsten Bürger bewiesen ihm eine aufrichtige Zuneigung, und derselben verdankte man auch Alexander's Beitritt zu der Wurstbruderschaft. Er selbst schien dadurch eher der Gesellschaft eine Gunst erwiesen zu haben, als daß ihn die Aufnahme besonders geschmeichelt hätte.

Die von Alter oder von der Gicht in ihr Haus gebannten Brüder werden billig übergangen, und ebenso die Klasse der Aspiranten, bis auf den Bürgermeister, einen noch jungen, feurigen, aufgeklärten und mit geselligem Talent ausgestatteten Mann; und den Glasermeister Rennerle, von dem nur noch zu bemerken, daß er der Zuträger aller Stadtneuigkeiten war, ob nun dieselben der Wirklichkeit oder der Fabel angehörten, und daß er dieser Beschäftigung mit Lust und Liebe vorstand.

Dergestalt sprach er, nachdem Schwertberger's Toast verklungen: „Ja wohl, so das Glück will, werden wir allbereits noch lang zusammen wirken und zusammen tischen, und manche Jahre uns freuen in dem Betreff. Es ist probat, daß unsere Zeit eine ganz merkwürdige ist und immer noch mehr wird. Wer hat, nur von Einem zu reden, wer am See hat noch vor fünfzehn Jahren von einem Dampfschiff gewußt? Ich frage. Niemand; das ist aktenfußmäßig. Und jetzt sind's ein Halbdutzend, die ebenfalls wie die lieben Vögel auf dem See herumfahren, und erst gestern ist ein neues von

Lindau dahergekommen. Das soll aber dreimalhunderttausend Gulden kosten."

„Warum nicht gar!" versetzte Wapler. „Rennerle, schneid' Er nicht so gottvergessen auf."

„Ja doch," donnerte Dotterweich, selbst ein wackerer Aufschneider; „man reiche ihm das große Messer!"

„Mein Gott!" scherzte Natron; „als ob's da auf ein hunderttausend Gulden mehr oder weniger ankäme!"

„Die Hauptsache ist die Geschwindigkeit!" meinte Wildegans. „Munter ist Trumpf. Wie sieht's mit unserem neuen Schiff aus, Herr Bürgermeister?"

„Ich denke, es soll beim Eintritt des Frühlings vom Stapel gelassen werden können. Wir haben bei diesem Anlaß ein Nationalfest projektirt."

„Das Panorama ist schon dazu entworfen," stimmte der Stadtrath bei, indem er vom Programm des Festes reden wollte.

„Recht, recht!" jubelte Dreyhirn; „ein Nationalfest, ein Vereinigungspunkt deutscher Stämme! Tribünen, Festreden, ewige Wahrheiten, freimüthig herausgesprochen vor Gott, Natur und Menschheit. Unsere Nachbarn, die Schweizer, sollen sehen, ob wir feige Knechtlinge sind, die nicht ihre Zunge . . ."

„Zur Ordnung, lieber Freund!" ermahnte Schwertberger lächelnd. „Unser Statut verbietet Abschweifungen in's Gebiet der Politik."

„Allerdings!" pflichtete Zipfehli bei; „lex in aere alieno condita."

„'s steht allbereits im siebenten Parlegraph; ich weiß das ganz probat," sprach Rennerle wieder; „aber, um ebenfalls von dem Dampf wieder anzufangen, so

wird unmaßgeblich das Lindauer Schiff heut eine schlechte Rückfahrt gehabt haben, zum Beispiel."

„Ich will's glauben," bemerkte der Finanzrath; „dennoch waren viele Passagiere am Bord. Unter Anderen — freilich ist mein Gesicht sehr kurz — meinte ich Sie, Herr Schwertberger, auf dem Schiffe zu erkennen?"

„Wahrlich nein; Sie thun mir Unrecht."

„Schreiendes!" rief Doktor Mors. „Unser Präses ist zwar ein Mann, wie ein Anderer nur sein kann, aber auf ein Dampfschiff ist er nicht zu bringen."

Dotterweich schlug auf den Tisch: „Ist das möglich? Furcht oder Aberglaube? Ein Mann und furchtsam?" Der Revisor rasselte sehr mit seinen Sporen, die er trug, seitdem er Chef der Miliz geworden.

„Ich muß gestehen, daß Sie Recht haben. Ich bin furchtsam, abergläubisch dabei, sobald es sich vom Dampfschiff handelt. Diese Alles überwältigende Maschinenkraft macht mich ängstlich. Ich habe nie ein Dampfschiff betreten; ich werde es nie thun. Im elendesten Nachen, von einem Knaben gerudert, würde ich mich sicherer fühlen. Was wollen Sie, meine Freunde? Ich bin nun einmal so, und gestehe gern aufrichtig, was Andere etwa bemänteln möchten."

Wildegans lachte, indem er rief: „Schicksal ist Schicksal. Gott wird's schon machen. So oder so, lieber Schwertberger. Darum keine Furcht nicht!"

Und Zipfehli sagte weise: „Hominus debet morire semel! ein altes Diktum. Wer nicht ertrinken soll, schwimmt ganz wohlbehalten durch's Weltmeer. Im entgegengesetzten Fall aber wird's bei ihm die nächste beste Pfütze thun."

„Ich pflichte Ihnen allesammt bei," erwiederte Schwertberger gelassen; „aber meine Natur kränkelt leider an dieser Schwäche, und ich bin zu alt, um mir sie abzugewöhnen."

„Das Wasser überhaupt hat nun einmal keine Balken," äußerte Alexander; „ich bin so ziemlich Herrn Schwertberger's Meinung."

Natron flüsterte dem Bürgermeister in's Ohr: „Am Ende ist der Finanzrath wirklich und wahrhaftig ein Jude?"

Alexander fuhr aber fort: „Ich möchte wetten, daß die Leute, die mit dem ‚Ludwig' von Lindau heut abfuhren, sehr zufrieden gewesen sind, wenn sie das abscheuliche Wetter hinter sich gelassen und den sichern Strand betreten haben werden."

„Gewiß, gewiß!" bestätigten die meisten Gäste. Muselmann nahm eine Prise und redete zum Nachbar: „Sie werden nicht so schlecht gefahren sein. Sie sind mit dem hiesigen Wind abgereist und morgen können sie wieder mit dem Retourwest bei uns eintreffen."

„Auf das Wohl Aller, die jetzt zu dieser ungünstigen Jahreszeit reisen müssen, ob zu Wasser oder zu Lande!" hob Schwertberger an, das Glas füllend, und in seinem Auge zitterte etwas wie eine Thräne.

Auch dieser Toast fand Anklang, und indem sich der Eine seiner fernen Freunde oder der Andere seiner Verwandten im fremden Land erinnerte, spaltete sich das lebhafter werdende Gespräch in mancherlei Bruchstücke und Nachbar redete zu Nachbar von seinen Lieben, seinen eigenen ehemaligen Fahrten, hie und da auch vom unbeständigen Wetter und von unbeständigen Herzen.

Der Bürgermeister fragte theilnehmend den Vorsitzenden: „Und Sie, lieber Schwertberger, erwarten Sie nicht auch zu dieser Frist einen vielgewünschten Gast?"

„Meinen Sohn," antwortete Schwertberger, freundlich des Ansprechers Hand drückend; „meinen guten, braven Fridolin."

„Wie schade, daß er nicht zu rechter Zeit eintraf, um Ihnen das Neujahrfest verherrlichen zu helfen!"

„Es war in der That darauf abgesehen, Herr Bürgermeister. Ein schönes Fest war vorbereitet. Die Schwestern Fridolin's hatten für ihn Geschenke gefertigt, ich wollte mit dem Jungen viel Staat machen; meine Freunde theilten im Voraus mein Vergnügen, sowie sie unsern Schmaus getheilt haben würden, aber — trotz der bestimmten Zusage meines Sohnes ist die Freude zu Wasser geworden. Er kommt erst übermorgen, mein lieber Gast, den ich nicht mehr von meinem Herzen und Hause lassen werde. Es versteht sich, daß nur die dringendste Pflicht ihn bewegen konnte, seiner Zusage untreu zu werden. Sein Reisegefährte, ein junger Frankfurter, der mit ihm zwei Jahre hindurch in derselben Werkstätte gearbeitet, ist in Nancy von einem schweren Fieber befallen worden. Natürlich blieb auch Fridolin dort, um den armen Gesellen zu pflegen. Zum Glück ging die Sache geschwind vorüber, und es handelt sich nur um ein paar Tage Verzögerung."

„Fridolin's Menschenfreundlichkeit verdient alles Lob," sagte der Bürgermeister; „manch' Anderer würde vorgezogen haben, der geliebten Heimat entgegen zu eilen, als an dem Schmerzenslager eines Fremden seine Zeit zu versäumen."

Worauf Schwertberger lebhaft versetzte: „Erlauben Sie, das heißt nicht die Zeit versäumen. Wo er seinem Nächsten beistehen und des Heilands Gebote erfüllen kann, benützt der Mensch erst seine Zeit, wie sich's gebührt. O, ich wollte ihn schlecht empfangen haben, den Jungen, wenn ich inne geworden wäre, daß er seinen Freund — es war nicht einmal ein Fremder, sondern ein Arbeitsgehülfe, ein Stubenkamerad, den's betraf — verlassen hätte im fremden Lande! — Dennoch" — setzte der Meister ein bischen nachdenklich hinzu — „dennoch thun mir die paar verlorenen Tage leid. Ich alte sehr, lieber Herr; ein paar Tage machen bei mir schon etwas aus."

Der Bürgermeister lachte, schüttelte dem Meister die Hand, rufend: „Zwanzig Jahre noch wie heute, lieber Schwertberger. Sie blühen wie eine Rose und sind hechtgesund. Die Herzensgüte macht jung, dem Taufschein zum Trotz. Neid und Mißmuth sind es, die verzehren und alt machen."

„Und der Gram, Herr Bürgermeister?" fragte Schwertberger sanft; „der heimlich quälende, mit jedem Tag neugeborene Kummer, tief drunten im Herzen? Sie wissen am besten, was mich leiden macht."

Der Bürgermeister schlug die Augen nieder und suchte nach einem neuen Faden, der ein heiteres Gespräch anzuknüpfen vermochte. Indessen ging Schwertberger von selbst zu einem andern Text über, sagend: „Demungeachtet mag es werden, wie Sie mir schmeichelten, daß es jetzt schon sei. Mich zu erfrischen und zu verjüngen, habe ich ein Mittel eben in meinem Fridolin gefunden. Ich werde ihm bei seiner Ankunft mein Geschäft über-

geben und mich seiner Betriebsamkeit erfreuen. Er sei recht geschickt geworden, hat man mir geschrieben, und der Ton seiner Briefe läßt mich freudig ahnen, daß sein Herz in Babel nicht verdorben worden ist. Das ist aber die Hauptsache und hat den Rang vor dem Witz und der Meisterschaft im Handwerk. Ja, ich hoffe, daß mir die Ruhe und meines braven Sohnes Gesellschaft wohl thun werden. Was den Andern betrifft, so will ich mit ihm das Letzte versuchen. Er kann sich als Meister hier nicht halten. Ich werde für die Seinen Sorge tragen und ihn auf vier oder fünf Jahre wieder als Gesell in die Fremde schicken; vielleicht bessert ihn die ungewissere, unbequemere Laufbahn. Hat er einmal begriffen, daß er sich selber lüderlich um eine bessere gesicherte Stellung gebracht . . . wer weiß! Ich stelle mich freilich gegen ihn felsenhart, aber ich verzweifle dennoch nicht ganz und gar an ihm. Seine Mutter war gut . . . ich habe zwar auch mein Lebtag Fehler gehabt, indessen — von mir konnte er denn doch nicht geerbt haben, was ihn um Kredit, Achtung und Vermögen gebracht hat. Woher denn also das große Uebel? Ich glaube an dessen Heilung. Matthias ist allerdings nicht mehr ein Jüngling . . .“

„Wir sind gleichen Alters,“ bemerkte der Bürgermeister; „wir gingen miteinander zur Schule.“

„Sehen Sie wohl? O, welch' ein Abstand zwischen Schulkameraden!“ seufzte Schwertberger. „Sie an der Spitze der Stadt, mit dem Vertrauen Ihrer Mitbürger reichlich gesegnet, und dagegen jener unglückliche Mensch . . . !“

Rennerle, der die letzten Reden Schwertberger's an-

gehört hatte, unterbrach den bewegten Vater: „Probat, probat, Herr Präsident, aber nur heut nicht geklagt oder gar geseufzt in dem Betreff; nur heut keine Red' davon!“

„Ihr sprecht klug, Meister Rennerle,“ versetzte Schwertberger, sich zusammen nehmend; „ich werde nachgerade eine alte Frau Base.“

„Warum nicht etwa gar! Das ist bei Ihnen im Hintergrund. Sie sind ein grundgescheidter Mann, das erhellt aus allen Schriften, zum Beispiel. Aber ängstlich sind Sie allbereits und ebenfalls haben Sie keine Zuversicht nicht. Setzen wir, mit dem Matthias sei Alles im Alten . . . nun ja, er ist im Hintergrund, 's ist Spannung in der Menschheit . . . er sitzt auf'm Schuldensuß, und das hat seine Mucken, obgleich: der Gantfuß ist noch mehr probat. Aber so lang der Vater Schwertberger lebt, hab' ich immer gesagt, hat's seine Sach' mit dem Gantfuß, und wenn der Hintergrundsmann auf ein paar Jahre auf Arbeitspratik gesetzt wird, so ein fünfzig oder hundert Meilen von da, so soll ihm auch mein Luwissele morgen nicht aufkünden, und wir behalten die Frau und Kinder bei uns in dem Betreff. Gesundheit, Herr Schwertberger!“

Schwertberger stieß gern mit dem ehrlichen, aber immer konfuser werdenden Glaser an, und nahm ihm die Zusage ab, daß er die Schwiegertochter nicht austreiben wolle. Der Bürgermeister versicherte den besorgten Vater zu gleicher Zeit seines Vorhabens, den Sattler vorladen zu lassen und ihm Aug' in Aug' das Drohende seiner Lage und den einzigen Ausweg, der ihm übrig, vorzustellen, damit des Vaters guter Wille

um so schneller zur Ausführung käme. Denn Matthias fürchtete nicht leicht Jemand so sehr, als gerade den Bürgermeister, seinen ehemaligen Schulgesellen.

Von Stund' an wurde Schwertberger's Laune glockenheiter und stimmte Ton für Ton inniger mit der allgemeinen Lustigkeit zusammen. Elf Uhr war schon lang vorüber; die Scheidestunde des Jahrs lief unaufhaltsam ab; die Geister der Wurstbrüder wurden immer lebendiger, lauter ihr Gespräch, energischer ihre Geberden. Rennerle's Gevattermann, der Wirth Karle, schenkte immer fleißiger in der Runde ein; das Lied machte sich endlich Luft. Einige sonore und viele scheppernde Stimmen sangen von Lebensfröhlichkeit, von geschwinden Jahren und jungen Seelen, von dem fröhlichen Ende, woran sich ein fröhlicher Anfang neu knüpfen werde und müsse. Dreyhirn prophezeite in den Zwischenräumen die europäische Republik; Dotterweich, der Konservative, forderte ihn heraus; Natron hetzte an den Gegnern, Alexander versöhnte sie. Zipfehli schwärmte in Latinität, Wapler redete vom Zollverein; Wildegans umarmte nach der Reihe seine Nachbarn. Einer derselben — Muselmann — fuhr wie aus einem Traum auf, überblickte die Tafel und rief:

„Ich sehe hier viele Leute, die nicht da sind!" nahm hierauf wieder eine Prise und fuhr fort: „Wie kommt's, Herr Wildegans, daß Sie sich hier einfinden konnten? Wenn ich mich nicht betrüge, so sind heut Abend zwei dreispännige Familien angereist gekommen, die allesammt den Weg über die Marktstätte nahmen? Da nun Ihr Haus der zahlreichste Gasthof ist, so erlaubte ich mir, zu vermuthen ..."

Wildegans unterbrach ihn lachend: „Sind nicht auf den Kopf gefallen, Muselmann; wahrhaftig, ganz gescheidt geurtheilt. 's war in der That auf mein Haus gemünzt, aber ich hatte schon Fürsorge getroffen. Wissen Sie, meine Frau ist kurios. Sobald Gäste ankommen, läßt sie mich überall aufsuchen und heim entbieten. Heute wäre mir's überunangenehm gewesen. Schon dachte ich: Gott wird's machen, daß doch heute keine Fremden mich molestiren. Ging deßhalb um vier Uhr noch nach Kreuzlingen hinaus, mit dem Löwenwirth, wie ich ihm schon lang versprochen, einen Schoppen von seinem Neuen zu trinken. Ein abscheulich grobes Wetter, bei meiner Ehre! Dennoch, was thut man nicht, wenn man etwas Gutes vorhat? Was meinen Sie, was mir draußen, ein paar hundert Schritte von hier, begegnet? Eben jene dreispännigen Familien sind's gewesen. Ho, ha, dacht' ich mir; die haben mir so ganz das Ansehen, als würden sie bei dir einkehren wollen, und dann — Gute Nacht, Sylvester Freudenreich! Ich besinne mich nicht lang, und stelle den ersten Kutscher und frage: ‚Wohin?' — Richtig sagt der Schweizer: ‚In'n kohlschwarzen Adler.' Nun war guter Rath theuer, aber ich hatte ihn doch gleich. ‚Beileibe nicht!' sagte ich dem Hauderer; ‚da ist der goldene Adler auf der Post millionenmal besser. Der Wirth im „Kohlschwarzen" ist ein Tagdieb, der niemals zu Hause zu finden und bei dem Alles auf dem Krebsgang ist. Alles drunter und drüber. Aber im „Goldenen" ist's delikat.' — Es kurz zu machen: mein Witz schlug ein und die Gewarnten ließen sich's gesagt sein. So geschah's, daß ich heut mein Neujahr ungestört feiern darf."

„Prost, prost Neujahr!“ erscholl es auf einmal im Chor. Die große Münsterglocke schlug die zwölfte Stunde. Die Gläser stießen zusammen wie geharnischte Männer. Mit „Vivat“ und „Sollst leben, Alter!“ fielen sich die Brüder und Aspiranten um den Hals, küßten sich, gelobten sich dauernde Freundschaft, ließen leben, was sie liebten, was sie haßten, ja sogar, was sie schon verloren hatten. Mit diesem lärmenden Aufstand fiel zusammen der Spektakel der niederen Götter im Erdgeschoß, das Läuten von den Thürmen, der Knall der Schüsse, die aus den Fenstern und auf der Gasse selbst losgebrannt wurden, einem alten, aber abgeschmackten Herkommen zu liebe.

Rennerle war im Elysium. Ihn demselben zu entrücken, mußte seine Magd unter der Thür erscheinen. „Der Meister möchte heimkommen, hat die Frau gesagt,“ sprach das Weibsbild.

Der Meister machte ein verdutzt Gesicht, doch entgegnete er schnell: „Die Frau soll mich ungeschoren lassen, allbereits in dem Betreff jedenfalls; 's bleibt beim Alten! Ich geh' heim, wann ich will. Ich lasse ihr Prost Neujahr sagen! Marsch!“

„Aber die Frau will partuttement . . .“

„Still, Du schwäbische Gans! Ich will partuttement nicht; verstanden? Ich bin der Herr und kein Hintergrundsmann nicht. Laß mich passirt. Marsch!“

Die Magd zog sich zurück. Rennerle triumphirte und rückte neuerdings in Elysium ein. Der Wein vertrug sich so gut mit ihm, machte ihn so beredt, so leutselig, stellte ihn plötzlich so al pari ganz mit den Häuptern der Stadt, mit Finanzräthen und Fabrikanten,

mit Baronen sogar — Natron galt für einen solchen — und der glückselige Meister hätte in allen Freuden und Ehren den Großherzog gedutzt, wenn derselbe in Fleisch und Bein dagewesen wäre, und nicht nur in meschantem Steindruck, am Nagel in der Wand, von Fliegen und Tabaksqualm übel zugerichtet.

Rennerle sah auf einmal, wie Schwertberger freundlich lächelnd, aber etwas unsicher vom Stuhle sich erhob, die heitere Stirn über den Lichterdunst hoch emporstreckte, dem Bürgermeister ein paar Worte sagte und Miene machte, sich zu empfehlen. Auch der Bürgermeister griff nach seinem Hute.

„Laß mich los, Bruder Zipfehli," sagte Rennerle zu dem begeisterten Exschulmeister; „ich muß allbereits dem lieben Meister Schwertberger eine gute wohlschlafende Nacht wünschen."

„Was Nacht, was Nacht?" scherzte Zipfehli, Rennerle festhaltend; „der Tag bricht an citissime. Aurora mulis amica, oder wie Horaz einst sagte..."

„Laß mich passirt!" fiel Rennerle mit der Energie seiner Gesellenzeit ein und sträubte sich in Zipfehli's Armen; „ich muß dem alten Herrn Adje sagen ... er ist mir lieb in dem Betreff ... und so jung kommen wir nicht mehr zusammen ebenfalls. Lieber Bruder, ich bitte ..."

Soeben gingen Schwertberger und Bürgermeister aus der Thüre, nach französischer Sitte schweigend Abschied von der Gesellschaft nehmend.

„Da hast Du's!" zürnte Rennerle mit wehmüthigen Augen; „da hast Du's, Zipfehli! Jetzt ist er im Hintergrund, und wer weiß, wann ich den braven Herrn

wiedersehe ... und hatt' ihm doch so viel zu sagen ... jedenfalls hatte ich ihm zu sagen ..."

„Was denn? was denn?" rief Zipfehli, da dem Andern die Stimme schluchzend versagte, und klopfte ihm auf den Rücken: „Wo fehlt's? haben wir catalepsiam?"

Aber Rennerle deutete auf eine menschliche Gestalt, die auf ihn zukam, in einen Weiberrock und ein über den Kopf geschlagenes Halstuch gehüllt, und die Gestalt war ein Weib und das Weib Rennerle's leibhaftiges Eheweib.

„Was machst Du denn, Kaspar?" fragte sie dringend; „die alte Mutter ist so krank geworden und ich kann nicht mit ihr zurecht kommen, bin zu schwach, sie zu heben und zu legen, und Du lässest mir allerlei Krimskrams ausrichten, statt heimzugehen? Alloh, Alloh, 's geht auf Zwei und der Doktor Mors ist schon zu Hause. Der war geschwinder bei der Hand, als Du, leichtsinniger Mann. Geschwinde, komm' auch mit. Die Mutter verlangt nach Dir."

Die Frau nahm den Unentschlossenen, der mit verglasten Blicken sie anstarrte, lebhaft beim Arm. „Die Mutter krank?" stammelte er; „hm, die Sach' ist ungleich, wie der Spiegelbeck — nein, wie der Stricker beim Spiegelbeck ..."

„Gleich oder ungleich!" herrschte die Frau. „Da ist Deine Kappe, da Dein Stock. Komm', komm'! Alloh! sei gescheidt. Alloh, komm'!"

Wichtig hielt Rennerle die Drängerin einen Augenblick auf, hob den Zeigefinger und versetzte: „Allah heißt das türkische Götterwort in dem Betreff. In Gottes

Namen also ebenfalls!“ Dann ging er ohne fernere Widerrede.

Die Frau sagte heimlich lachend, an der Wirthin vorüberstreifend: „Es ist Alles nicht wahr; die Mutter schlaft gut und weiß nichts von einer Krankheit; aber wenn man's mit den Mannsleuten nicht so macht, so arten sie aus und bringen einen Katzenjammer heim, der acht Tage nicht aufhört. Prost Neujahr! Komm', Alter.“ — —

Der Sturmwind hatte bis zum letzten Augenblick sein Recht auf's Hartnäckigste behauptet und sich dabei nach der Münsteruhr gerichtet. Mit dem letzten Schlag der zwölften Stunde hatte er seinen Blasbalg weggeworfen, Feierabend gemacht und war dem in der Vergangenheit Finsterniß versinkenden Troß des alten Jahres nachgesaust und gebraust. Glückliche Reise und Nimmerwiederkehr! Dagegen blinkte auf einmal der Mond durch die Schneewolken, immer schärfer, immer deutlicher, bis er endlich, ein silbergepanzerter Herold des neuen Jahresfürsten, auf blauem Felde dastand, erhaben und prangend wenn gleich einsam, denn das Wolkengesindel zog immer weiter und gedehnter um den Stolzen seinen scheuen Kreis. Der ehrwürdige Dom badete sich im Mondesschimmer, alle Dächer der Stadt schmückten sich damit; die vielen Lichter des Museumsballs erblindeten, von der Silberscheibe angestrahlt. Aber die Musik ging lustig und aufwallend Takt für Takt auf leichteren Sohlen. Ausgelassenes junges Volk schwärmte durch die Gassen hin und her. Gesang und Jauchzen war überall.

Etwas fern von dem Jubel und dem Feste, am Eingang des finstern Gäßchens, das zwischen dem ehe-

maligen Jesuitenkollegium und dem Theatergebäude zum Jesuitengraben hinabführt, standen, ein recht angelegentlich geführtes Gespräch beendigend, der Bürgermeister und der alte Herr Schwertberger. Der Letztere sagte: „Und so empfehle ich Ihnen denn, mein Freund, mir zu liebe seien Sie mild mit dem Matthias. Ich sage es mit beklommenem Herzen, aber es ist die Wahrheit: ich selbst trage viel von seiner Schuld. Meine selige erste Frau und ich, wir liebten uns gar sehr. Der Bube war unser erstes — was noch mehr, unser einziges Kind. Wir haben ihn um die Wette verzärtelt, und da endlich in meiner zweiten Ehe der Kinder mehrere folgten, gingen mir zu spät die Augen auf und konnte ich nicht mehr aufkommen gegen die Meisterlosigkeit des Jungen, der aus purem Trotz, um nicht mit Brüdern und Schwestern zusammenleben zu müssen, mein gutes Handwerk verachtete und einer andern Profession sich zuwendete, die ihn weit von Hause führte, in Gesellschaften, wo er leider nicht viel Gutes lernte. — Mir zu liebe, bester Freund, gehen Sie säuberlich mit dem armen verblendeten Burschen um. Nicht wahr, Sie versprechen mir's?"

„Gern, wenn ich schon Lust hätte, über Ihre eigene blinde Gutherzigkeit zu schmälen," erwiederte der Bürgermeister. „Bin ich aber nicht selber Vater und ein Wittwer, der sein dahingeschieden Glück um so inniger in dessen zurückgelassenen Pfändern liebt? Ich werde schon billig verfahren."

„Sie machen mir Freude. Gute Nacht denn, oder guten Morgen, wie Sie wollen." Schwertberger schwenkte in das Gäßchen ein. „Ei, ei," rief ihm der Begleiter

nach; „wohin, wohin? Mich dünkt, daß Sie nicht den geradesten Weg nach Hause suchen?“

„Pst! pst!“ antwortete Schwertberger mit heimlichthuender Verschmitztheit. „Ich muß noch einem holden Jüngferle zum Neujahr gratuliren.“

„Jetzt? um zwei Uhr? Was führen Sie im Schilde? Soll ich mit Ihnen gehen? Der Weg am Wasser ist unsicher . . . und, sehen Sie? auf einmal bedeckt sich wieder der Mond!“

„Pah, pah!“ gab wieder der Andere den Bescheid. „Der Wein hat mir ein Licht in den Kopf gesetzt. Ich bin nicht gewöhnt, mich viel mit ihm abzugeben, und daher wird der Spaziergang bis zum Hause der Jungfer Mattenbrunner mein altes Haupt erquicklich abkühlen.“

„Aha! nun versteh' ich Sie und Ihr geheimnißvolles Abenteuer,“ lachte der Bürgermeister. „Viel Glück zum Rendezvous, und geben Sie Sorge zu Ihrem erleuchteten Haupt. Gute Nacht! Auf Wiedersehen.“

Der Bürgermeister nahm die Richtung über den Münsterplatz. Schwertberger verfolgte seinen Weg. Die Jungfer Mattenbrunner war eine höchst ehrbare Person von den gestandensten Jahren, eine ganz unschuldige Bekanntschaft Schwertberger's aus den Zeiten seiner ersten Kommunion, eine bewährte Freundin seiner beiden Gattinnen und seiner ganzen Familie; ein Muster für alle Unvermählten. Schwertberger hatte die Gewohnheit, in jeder Neujahrsnacht sein wohlgemeintes „Glück auf!“ zum Fenster der ehrwürdigen Freundin hinaufzurufen, und die Letztere, dessen vergewissert, ermangelte nie, den Gratulanten am Fenster zu erwarten und ihrerseits ihm

zu wünschen, was der Brauch. Der freundliche Scherz wurde auch niemals durch Dazwischenkunft roher Spötter gestört, da der Jungfer Haus nächst dem Kaufhause der Stadt, somit ziemlich entlegen, im Angesichte des Sees stand.

Der Himmel überzog sich in der That wieder schwarz, nach kurzer Verklärung. Schwertberger tappte zögernd nach dem Jesuiterbrünnele hinunter. Ihm gegenüber strebten die Pappeln des Spaziergangs auf der obern Mauer finster in die Höhe. Statt über die Brücke auf den Mauerdamm zu schreiten, hatte der nächtliche Wanderer rechts am Graben hinzugehen. Der See klopfte etwas stürmisch an das Ufer der Dominikanerinsel und an die obere Mauer. Die Pappeln rauschten, wenn schon blätterlos, ein ernsthaftes Lied, und trüb und verdrossen zog das Wasser im Bach dahin durch die Einsamkeit seiner Umgebung, während der Kern der Stadt hüpfte und sang und jubilirte, als sei auf Erden nur Wohlleben und Freude daheim.

Zweites Kapitel.

Der Neujahrstag.

Der gewaltigste Flügelschlag der ungebundenen Neujahrslust war verrauscht. Das klingende Spiel der Bürgergarden, das die Reveille geblasen und getrommelt, war verstummt. Die feierlichen Kirchenglocken riefen zur Andacht. Wer sein Jahr vernünftig beschlossen, wandelte heitern Blicks und kühlen Kopfes zum Gotteshaus; wer unvernünftig gerast, schlief noch, im Taumel befangen. Die würdigen Männer und Bundesbrüder, die im Steinbock zwischen elf und zwei Uhr ein bischen närrisch gethan und ein Stück Jugend geträumt hatten, standen eben, wieder zu verständigen, gesetzten Herren geworden, von ihrem Lager auf, — bis auf Einen, den die Jungfer Mattenbrunner vergebens zum Morgengruß, seine Töchter umsonst zum Frühstück erwartet hatten.

Und bald verbreitete sich ein düsteres Gerücht von Straße zu Straße, immer lauter brausend, und wem von den heiteren Kirchgängern die finstere Mär zugerufen wurde, blieb erschrocken stehen und sagte: „Ist's möglich? ist's denn wahr?“ Die Meisten kehrten auch

plötzlich um, und eine Bürgerauswanderung schien dem Fremden in allen Straßen zu begegnen. Das Volk drängte hin gegen das Seegestade, als fliehe es vor dem Feind und suche die rettenden Schiffe, über das schwäbische Meer zu entweichen.

Zur selben Stunde kehrte ein blasser, übernächtiger Mensch im staubigen Kleid, ungekämmt, ungesäubert und in jedem Zuge seines Antlitzes das böse, mürrisch aufgewachte Gewissen verrathend, von Gottlieben oder aus dem sogenannten „Paradiese“ kommend, in die Stadt ein. Er schwankte an dem Wachthäuschen des Paradieserthors vorüber. Da sagte ein darin stehender Polizeidiener zum Zollaufseher: „Ha, sieh' da! Just geht der Mensch vorbei, den ich hier abpassen soll. Das nenn' ich ein geschwindes Glück. Ich will ihn gleich haben.“

Der Polizeidiener folgte seinem Mann behutsam, aber behende. Der überwachte Kumpan huschte hinter der Stadtmauer durch, bis zu einer Häuserschlucht, die auf den Stephansplatz Einlaß gewährte. Nach ein paar Minuten stand er vor Rennerle's Haus, horchte ein wenig an den Fensterläden zu ebener Erde. „Wen hat denn so frühzeitig schon der Satan bei meinem Weibe?“ fragte er zwischen den Zähnen, und sein niedergeschlagenes Gesicht in ein trotziges verkehrend, ging er geräuschvoll in das Haus, über die Schwelle seiner Wohnung. Was er mit einem Blick darin vorfand, war ein rüstiger Gendarm, der ihm gebieterisch entgegentrat; die Frau Rennerle, die sein eigen Weib tröstete, die bitterlich weinend auf dem Stuhle saß; die Kinder endlich, gedrängt um die kummervolle Mutter.

„Was soll's?" fragte der Sattler Schwertberger, erschreckt vor dem Gendarm zurückweichend.

„Ich bin da, Euch zu arretiren," entgegnete der Letztere. Unwillkürlich wendete sich Matthias wieder gegen die Thüre. Durch dieselbe drang der verfolgende Polizeidiener in's Gemach. „Ergeb' Er sich nur ohne Umstände!" befahl dieser.

Der Sattler stand betroffen, ohne zu fragen. Seine Augen irrten verstört von einem Gegenstand zum andern. Mit der kläglichsten Stimme schrie dagegen sein Weib: „Matthias, Matthias! was hast Du angestellt? O, heilige Mutter Maria! das überlebe ich nicht."

Und die Rennerle: „Das Unglück, das Unglück! Wenn nur mein Mann zu Hause wäre ...! ach, das Unglück!"

Der Gendarm verwies den Weibern das Geschrei, verbot ihnen, mit dem Sattlermeister zu reden, und packte diesen unterm Arm. Matthias, aus seiner Stumpfsinnigkeit erwachend, wollte reden, schreien, sich wehren. Indessen wurden die beiden Diener der öffentlichen Macht seiner bald Herr und führten ihn eiligst gegen das Polizeibureau ab.

Wer dem Arrestanten begegnete, wich scheu zur Seite, blieb aber, verwundert oder entrüstet, gaffend stehen. Vor dem Hause des sogenannten Spiegelbecken — dem Matthias ein gar wohlbekanntes Zechlokal — versammelten sich die Stammgäste neugierig, aber keiner sprach den oft gesehenen Trinkgesellen an; keiner winkte ihm nur mit dem Auge einen verstohlenen Gruß. Auf dem Platz vor dem Dome war großer Zulauf von Menschen. Ueberall bei Matthias' Näherkommen Ge-

murmel und lästiges Fingerzeigen. Ueberall, wo er durchschnitt, hingegen trübes, schwerbedeutsames Schweigen. Was in dem Arrestanten vorging, war nicht leicht zu verstehen. Er trug sein Haupt verstockt, die Lippe bitter gekrümmt; aber in seinem Herzen war Furcht und voll Unruhe sein Blick. So gelangte er zum Amthause. Vom Jesuitengraben herauf dröhnte verwirrtes Volksgeschrei. Aengstlich fragte Matthias: „Was gibt's dort?" Seine Führer antworteten ihm nicht; sie drängten ihn unsanft durch das Getümmel in die Thüre der Polizeiwache. Nach einigen Minuten stand er vor dem dienstthuenden Beamten der Polizei. Der Bürgermeister, der Oberamtmann, der Münsterpfarrer und noch einige Herren aus dem Gemeinderath waren bei seinem Eintreten gegenwärtig. Finstere Wolken lagen auf ihren Stirnen; der Bürgermeister überflog nur mit einem blitzschnellen, zornigen Blick den Vorgeführten.

„Können Sie sich vorstellen, Meister Schwertberger, weßhalb Sie verhaftet und hieher gebracht worden sind?" fragte der Polizeiassessor mit scharfer Betonung.

„Kann mir's wohl denken," erwiederte Matthias trotzig.

Jeder der Umstehenden machte eine Bewegung des Entsetzens.

„Sie antworteten mit großem Leichtsinn," bemerkte der Beamte erstaunt. „Ihr Gewissen scheint noch tief zu schlummern."

„Was hat die Sache mit meinem Gewissen zu schaffen?" fragte Matthias seinerseits; „dergleichen kann einem Jeden passiren, der hitziges Blut hat und etwa einen Neujahrstrunk zu viel."

„Welche Schamlosigkeit!“ konnte sich der Bürgermeister nicht enthalten auszurufen.

Der Oberamtmann setzte mit strengem Ernst hinzu: „Wir wollen sehen, wie es in ein paar Minuten steht. Wachtmeister, führen Sie den Menschen hinunter. Wir folgen alsobald.“

„Wohin soll ich gehen?“ fragte Matthias wieder. . .

„Das wird sich finden!“ hieß die Antwort.

„Welch' ein Aufhebens!“ stieß Matthias grob heraus. „Man sollte denken, es wäre niemals Aehnliches geschehen.“

„Ist der Weber Andreas erschienen?“ sagte der Assessor zu dem Wachtmeister.

„Noch nicht. Ich habe eben wieder nach ihm geschickt. — Kommen Sie!“ sprach der Wachtmeister den Sattler an und nahm ihn unterm Arm.

„Der Andres ist ein heilloser Bube, daß er so feig und schlecht sein konnte, mich anzugeben!“ schalt Matthias.

„Der Weber hat seine Pflicht gethan, und auch Diejenigen, die, was er gesagt, uns hinterbrachten,“ entgegnete der Assessor trocken. „Marsch jetzt; auf den Weg!“

Matthias, in der Mitte von vier handfesten Wächtern, wurde auf die Gasse und am Jesuitenkollegium vorbei zum Graben hinuntergeführt. Die beiden Ufer des Grabens waren dicht besetzt mit Menschen. Neben dem Jesuiterbrünnele war ein Raum offen gehalten. Bajonnette von Gendarmen blitzten dort.

„Schau den Mörder! da bringen sie ihn!“ riefen manche Stimmen halblaut aus der Menge hervor.

„Was wollt ihr denn mit mir anfangen?“ rief plötzlich Matthias stutzend und weigerte sich, voranzuschreiten.

„Vorwärts, vorwärts! Sollen wir Dir Füße machen?“ erwiederten die Polizeimänner dem Arrestanten und zerrten ihn weiter.

Da öffnete sich vor ihnen der Menschenknäuel; mit einem Schritt befand sich Matthias sammt den Gerichtspersonen in dem freigehaltenen Raum, und zu seinen Füßen liegend sah er vor sich — seines Vaters kalte Leiche, aus deren Gewändern das Wasser des Grabens, worin man sie gefunden, niederträufte. Das Gesicht, vom Schlamm gereinigt, trug die Spuren eines vielleicht kurzen, aber gewaltigen Todeskampfs. Die Stirne war zerschunden, auch von den Fingern hing die Haut.

Das Physikat war eben beschäftigt, die Aufhebung des Leichnams und dessen Fortschaffung zu verfügen.

„Herr Jesus!“ kreischte Matthias gellend auf; „das ist ja mein Vater! Und todt, todt mein Vater, mein lieber, guter, alter Vater!“ Dem ohnehin hart angegriffenen Menschen knickten die Kniee ein, er fiel zu Boden auf die rechte Hand des Entseelten und ließ seinen Schmerz ohne Rückhalt los mit dem schauerlichen Geheul eines Wolfs oder eines den Mond anjammernden Hundes.

„Gott sei gelobt! im großen Leid noch eine Freude!“ flüsterte der Bürgermeister dem Oberamtmann mit unverholener Rührung zu; „wir waren im Irrthum, dem Himmel Dank. Dieses Menschen Klage ist allzu natürlich, als daß er Hand an den Vater gelegt haben sollte, und unsere Stadt steht rein von solchem gräßlichen Verbrechen da!“

„Ich glaube es selbst," entgegnete der Beamte; „wenn schon die Trauer dieses Mannes bestialisch unangenehm zum Ohre dringt. Eine Thierseele scheint er jedenfalls zu haben; doch mag sie frei von der gemuthmaßten Greuelthat sein. Wenn dem Sattler nicht gestern im Wirthshause jene Drohung, das Unglückswort, entfallen wäre, das der Weber Andreas dem Kürschnergesellen Fuchs und dieser letztere dem Polizeidiener Braunagel wiedergesagt hat . . . wer würde wohl einen Verdacht gefaßt haben? Zumal, da jetzt der Physikus erklärt, daß die Verletzung am Kopfe des Todten wohl möglich einzig und allein von seinem unglücklichen Sturz in den seichten Bach herrührt. Der Wein, dem mäßigen Schwertberger ein ungewohnter Gast, muß ihn bethört und in's Verderben gerissen haben. Schade um ihn. Die Stadt verlor in ihm einen ihrer wackersten Bürger."

Soeben führte ein Polizeidiener den an Kopf und Arm dickverbundenen Weber Andreas herbei und stellte ihn dem Oberamtmann vor.

„Ihr habt gestern," fragte dieser, „Dem Namens Fuchs gesagt, daß der Sattler Schwertberger sich geäußert, es werde zu einem Unglück führen, wenn er, Schwertberger, in der Nacht mit seinem Vater zusammenträfe?"

„Ja, Herr Oberamtmann. Wie ich höre, hat der Fuchs dasselbe dem Braunagel wiederholt und der letztere es heute bei Amt angezeigt?"

„So ist's. Vor einer Stunde oder anderthalb ist dieser Leichnam gefunden worden. Meint Ihr nicht, daß dieser Todesfall mit der Drohung des Sattlers

zusammenhängen möchte? Der Schreinermeister Schwertberger ist nach zwei Uhr Morgens hier an diesem Gäßchen von dem Herrn Bürgermeister verlassen worden und hatte bis an der Jungfer Mattenbrunner Haus zu gehen, wo er aber nicht eintraf. Folglich mußte — wenn hier ein Verbrechen obwaltet, — die That zwischen zwei und halb drei Uhr begangen worden sein."

Der Weber antwortete freimüthig und eifrig, wenn ihn gleich seine Verbände sowohl am Reden als am Gestikuliren hinderten: „Wenn ich was drein reden darf, so will ich nur sagen, daß der Sattler in keinem Fall eine Schuld an dem Unglück haben kann. Warum? Drum bin ich nach zwölf Uhr noch mit einem Sturm im Kopf nach Kreuzlingen hinausgegangen, ein paar guten Freunden zu Gefallen, und draußen saß der Sattler und machte den Wilden. Anfänglich kümmerte ich mich nicht darum; aber — ich gesteh's, ich bin ein guter Mensch, trinke jedoch einen verzweifelt bösen Wein — so ungefähr nach zwei Uhr fing mich's an zu ärgern, daß der Sattler so viel aufgehen ließ, da ich ihm gestern habe Geld leihen müssen. Und ich stehe auf, gehe zu seinem Tisch und sagte ihm: ,'s ist doch recht schlecht von Dir, daß Du hier in der Schweiz so viel Geld verklopfst und gibst Deinem verhungerten Weib und Deinen Würmern daheim nicht einen Groschen zu genießen, und es ist erst noch m e i n Geld und ich habe ein Recht, mich aufzuhalten, und Du bist ein Dieß und Das!' — Hierauf hat mich der Kamerad zugerichtet, wie ich jetzt aussehe, und einestheils hatte er Recht, denn mich ging's nichts an, wenn man will. Und hat der Spektakel hin und her mit Schimpf und Schlag und

Abwehren von allen Seiten gedauert bis nach drei Uhr. Die Landjäger machten dann Friede. Ich ging, wie ich konnte, meiner Wege. Der Sattler ist aber noch außen sitzen geblieben, und der Wirth, die Landjäger und viele andere Leute können das bezeugen. Der Wahrheit die Ehre, Herr Oberamtmann. Ich bin bei der Sache schlecht weggekommen, aber an dem Unglück da ist der Sattler gewiß und wahrhaftig unschuldig, wie das neugeborene Kind."

Die Umstehenden, die des Webers Rede mit angehört, waren — ihrem Gefühl die Ehre, wie der Wahrheit — freudig überrascht, und es kam ihnen vor, als sei ein Berg von ihrer Brust gewälzt worden. Von Mund zu Mund ging lustig die Rechtfertigung des beargwohnten Sohns durch das zahlreich versammelte Volk. Der Gegenstand des bösen Verdachts allein, Matthias, wußte noch gar nicht um denselben, ahnte ihn nicht im geringsten, aufgelöst, wie er war, im wilden Schmerz. Noch immer lag er zu Boden, liebkosend die starre Hand des Vaters und darauf streuend die leider vergebliche Saat seiner heißesten Thränen.

Erst als man ihn mit Gewalt von dem Todten entfernt und für den Augenblick vor der ungestümen Neugier des Volks in das Amthaus gerettet, erst dann machten ihm einige Worte des Trostes aus dem Munde des Bürgermeisters begreiflich, was man von ihm geglaubt und gefürchtet. Nun verwandelte sich sein Schmerz in die höchste Erbitterung. Er schleuderte grelle Verwünschungen über seine Lippen, belegte die ganze Menschheit mit den gehässigsten Namen und steigerte bald die Empörung seines Innern bis an die Grenzen aller

Vernunft. — Es war nicht leicht, ihn zu besänftigen; doch gelang es zuletzt, indem man ihm von der unendlichen Liebe und Treue seines Vaters redete, und ihm die Erlaubniß gab, frei und ungehindert hinzugehen, wohin es ihm beliebte.

Er ging nicht zu den Seinigen; er suchte das ihm lange fremd gewordene Vaterhaus auf. Er störte nicht im Mindesten die herzliche Trauer seiner Schwestern, die weinend neben dem Todten saßen. Matthias sprach nicht einmal eine Sylbe. Nachdem er eine halbe Stunde lang mit gefalteten Händen und unverwandten Blicks den Vater betrachtet, setzte er sich am Fuß des Bettes vor dem Tische nieder, legte das Gesicht in beide Hände und verharrte die längste Zeit in dieser Stellung. Er kümmerte sich nicht um die vielen Leute, die da gingen und kamen, den Hingeschiedenen zu begaffen, zu beklagen, zur Beerdigung anzukleiden. Mit rauher Stimme antwortete er nur seinem Weibe, das gekommen war, ihn zu bereden, nach Hause zu gehen:

„Ich gehöre hieher," sagte er; „ich habe jetzt nichts daheim zu thun. Marsch, zu Deinen Kindern. Störe mich nicht." — Er nahm weder Speise noch Trank zu sich.

Der Abend war schon eingetreten, als Matthias den Kopf erhob und mit ruhig ergebenem Antlitz zu seinen Schwestern, die allein mit ihm in der Stube waren, sprach: „Es ist kein Wunder, daß die boshaften Leute mir zutrauten, daß *ich* an den Vater die Hand gelegt, daß *ich* ihn in's Wasser geworfen. Ich habe mich schon lang als ein nichtsnutziger Mann benommen; ich sehe es jetzt nur zu wohl ein, wenn gleich spät genug. Aber ich will ein ehrlicher, rechtschaffener Kerl werden,

das verspreche ich dem seligen Vater in die Hand, so lang er noch über der Erde steht. Liebe Mex, liebe Klara, verzeiht mir Alles, was ich euch zu leid gethan habe. Ihr dürft mir glauben, daß mein Herz nicht schlecht ist; aber der Kopf, der Kopf, dieser verwünschte Kopf! Ich weiß nicht, warum gerade bei mir die Gedanken so krumm durcheinander laufen, warum gerade meine Zunge so geschwätzig ist, daß sie gar vielmals Dinge heraussagt, an die mein Herz nicht denkt. Aber ich muß einmal Alles herausplaudern, ob's nun gelogen oder wahr ist, und die Menschen nehmen's dann immer für Ernst auf und ich komme immerdar in die Patsche."

Die besonnene Maximiliane erwiederte der reuigen Anrede des Bruders: „Wenn Dir so recht aus der Seele kommt, was Du eben zu mir gesagt, so versteht es sich von selbst, daß wir keinen Groll Dir nachtragen. Der Augenblick wäre schlecht gewählt, Dir, was vorgegangen und vergangen ist, in einer Strafpredigt vorzuhalten. Haben wir nicht allesammt heute den schwersten Verlust erlitten, der uns treffen konnte? Wie sollen wir ihn ertragen, wenn wir nicht — die Kinder dieses braven, guten Vaters — aufrichtig zusammenhalten? Seien und bleiben wir uns von nun an treu, wie Geschwister sein sollen, lieber Matthias, und der Segen des Vaters wird nicht von uns weichen."

Die bei weitem empfindsamere Klara begnügte sich nicht damit, wie ihre Schwester that, dem Bruder die Hand hinzureichen, sondern sie umarmte ihn unter vielen Thränen, indem sie ihm die herzlichsten Namen gab und ihn aufforderte, ihnen, den ihrer Stütze beraubten schwachen Mädchen, als ein Beschützer zur Seite zu stehen.

Klara war ein blondes, füllreiches Frauenzimmer mit großen blauen Augen und sehr weißen, geschonten Händen. Ihr Gemüth war gut und barmherzig gestimmt, aber nicht von außerordentlicher Beständigkeit. Ein Gegenstand, den Klara heute noch tief im Herzen trug, konnte morgen schon viel an seinem Werthe bei ihr verloren haben, ohne daß sie sich hätte von dem „Warum“ genaue Rechenschaft geben können. Sie wechselte leicht mit Freundinnen und Freunden; dennoch konnte sie nicht über sich gewinnen, sich öffentlich und verletzend von denselben loszusagen. So kam es, daß oft ihre Schwäche sie in ein Labyrinth von kleinlichen, aber peinlichen Verlegenheiten verwickelte, und in zahllose Fesseln, von denen sie sich nicht zu befreien wußte. Wurde ihr einmal der Ueberdrang zu arg, so besaß sie nur das Linderungsmittel der Klage, der Thräne. Vielleicht hat nie ein Mädchen so viel, zum Theil um der geringfügigsten Dinge willen geweint, als die blonde Klara. Gewiß aber hat sich Keine bei so vielem Jammer so ausgezeichnet wohl befunden, als eben sie, wenn schon ihr die Beschwerden über die eingebildet kränkliche Beschaffenheit ihres Körperzustandes nicht ausgingen.

Die braungelockte, schlanke Mex war das vollkommene Widerspiel ihrer Schwester. Es war erstaunlich, wie sehr ähnlich, obwohl nicht von derselben Mutter geboren, sie ihrem Bruder Matthias sah. Sie trug dessen Antlitz, in angenehmeren Formen wiedergegeben. Aber himmelweit waren die Charaktere der Geschwister verschieden. Mex besaß gerade die kühle Vernunft und das Schicklichkeitsgefühl, die dem Matthias abgingen. Sie war so thätig, wie Jener es hätte sein sollen. Kein Geschäft

im Hause war ihr zu schlecht; ihrer Aufmerksamkeit kam nichts gering vor in dem Bereich, den sie zu beaufsichtigen hatte. Von der Sentimentalität ihrer Schwester keine Spur, hingegen auch keine von Klara's Unbeständigkeit und Schwäche. Mex hielt gern an dem, was ihr einmal werth geworden; sie trennte sich jedoch entschieden und bald von dem, was die Vernunft, die Ehrlichkeit, der Anstand ferner nicht zulassen wollten. Weil sie ihr reiches Herz nicht auf den Lippen trug, prahlerisch wie Klara pflegte; weil ihre dichten schwarzen Augenbrauen, die beinahe ineinander gewachsen waren, ihrem sonst schönen Gesicht einen fast männlichen und harten Ausdruck verliehen, fand Mex weniger Beifall als Klara, namentlich bei der jungen Männerwelt. Indessen schien sie auch weniger Werth darauf zu legen, hinlebend treu ihren Verpflichtungen als Meisterin des Hauswesens, schlicht und ernst in ihren Worten und Werken.

Ihrer Gemüthsrichtung zufolge sagte sie zu der Schwester, die an Matthias' Halse schluchzte: „Besinne Dich doch, Klärel. Was Du von dem Bruder forderst, ginge ja viel zu weit. Mache ihm seine Last nicht noch saurer. Er hat Weib und Kinder zu versorgen. Ihnen gehört vor Allem sein Schutz, seine Hülfe und Bemühung. Damit hat Matthias genug zu thun, da ihm jetzt der Vater, der überall vermittelnd waltete, fehlt. Wir dagegen sind ja erstens keine Kinder mehr, liebes Klärel, und zweitens ist ja noch der Fridolin da, der nach des Vaters Willen Haus und Geschäft übernehmen wird. An ihm ist's, uns den Vater zu ersetzen, insofern dieses ein Bruder im Stand ist."

„Ach ja, der Fridolin!“ rief Klara freudig überrascht und augenblicklich von Matthias' Hals ablassend; „ich hatte ganz auf ihn vergessen, auf den braven Fridolin! Ach, was wird er sagen, wenn er erfährt ...! Ach, es ist doch ein gar zu trauriges Schicksal für uns ...! Heute ... nein, morgen sollte er ankommen, sagte der Vater; nicht wahr, Mex? nicht wahr, Matthias?“

„Morgen,“ antwortete Mex.

„Das erste Wort, das ich höre,“ setzte Matthias verlegen hinzu. „Freilich bin ich lange nicht bei euch gewesen ... wer hätte mir sagen sollen ...! So, so! hm, hm! der Pariser kommt also? Morgen schon?“

„Ja, so schrieb er uns,“ versetzte Mex; „gut, daß ich mich daran erinnerte. Ich muß geschwind sein Zimmer herrichten. Das Unglück, das so eilig über uns gekommen, hat mich ganz verwirrt gemacht. Darunter soll aber Fridolin's Bequemlichkeit nicht leiden. Wir sind ihm jetzt doppelte Rücksicht schuldig. Der arme Junge! Gewiß hat er von uns Allen den Vater noch am meisten geliebt!“ — Mit der Schürze die Augen wischend, ging Mex an ihre Verrichtungen.

„So, so! hm, hm!“ wiederholte Matthias kopfschüttelnd und die Wände des Gemachs von oben bis unten betrachtend. „Der Pariser! So, so! Da wird in dem guten alten Hause Vieles verändert werden müssen. Der Friedel wird einen Ton von drüben herüber mitbringen ... nun, was geht's mich an? Sag' einmal, Klärel, hast Du den Fridolin recht lieb?“

„Nun, das versteht sich wohl,“ entgegnete Klara. „Wenn er so zurückkommt, wie er gegangen ist, so

freundlich, so klug und so heiter, wer sollte ihn denn nicht lieb haben? Seine Ankunft ist meine einzige Hoffnung. Ich müßte sonst vergehen im Leid. Mir bricht beinahe das Herz. Was hatten wir uns nicht vorgenommen, der gute selige Vater und Mex und ich? Wie fröhlich wollten wir sein, wie lustig den Karneval genießen! Und jetzt ... jetzt ist Trauer überall, und mit Weinen statt mit Lachen müssen wir den braven Fridolin empfangen."

Matthias versetzte etwas ungeduldig und mißgünstig: „Der brave Fridolin, der liebe gute Fridolin, der Ausbund von einem Bruder! Fröhlich sein — den Karneval lustig genießen ...! ja wohl, daran erkenne ich euch wieder! Ihr habt ein Herz für eure Puppen und Affen! Wer euch in's Gesicht schön thut und ein blödes zimperliches Lamm vorstellt, hat bei euch gewonnen Spiel. Der Fridolin ist euer Herzblättl, mich würdet ihr im Elend vergehen lassen!" — —

„Ach, liebster Bruder ...!" hob Klara weinerlich an; jedoch Matthias unterbrach sie heftig: „Nur kein Gewinsel! Ich sage kein Wort mehr. Ihr werdet schon sehen, was ihr an dem Fridolin habt. Was geht's mich an? Ist doch die Welt groß genug für mich und ich habe Alles verdient, schon wegen meiner Thorheit, in diesem Spießbürgernest zu verweilen, während doch anderswo meine Ernte blühte. Laß gut sein, Klärel. Ich bin mir schon selbst genug, ich brauche euch nicht; ich finde schon draußen mein Brod. Hätte der Vater nur noch ein paar Monate gelebt ..."

Mit diesen Worten fuhr sich Matthias mit den Händen über die Stirn, als wollte er wie von einer Tafel

alle Erinnerungen, die dahinter verzeichnet, auslöschen, und drehte sich zu der Leiche. „Geh' fort, Klärel," bat er sanft; „ihr Weibsbilder waret schon lange genug bei diesem Todten. Geh' fort, laß mich bei ihm allein, ich werde bei ihm wachen."

„Ei, warum denn?" fragte Klara erschrocken; „die Wächterin wird gleich kommen. Geh' doch nach Hause. Deine Frau erwartet Dich schon lange."

„Ich habe jetzt nichts bei ihr zu schaffen, sag' ich zum tausendsten Male. Ihr werdet mir doch nicht verwehren wollen, beim Vater zu bleiben, so lange sie ihn nicht auf ewig in die Erde legen? Geh', geh' und laß mich. Ich brauche dieses Todten Nachbarschaft, um mich zu fassen, um mich in meinen Entschlüssen zu befestigen, um nicht boshaft zu werden. An seiner Seite will ich noch einmal die Zeit in Gedanken durchleben, da ich das geliebte Kind in diesem Hause gewesen bin, und neben ihm will ich mir einprägen, daß Alles vergänglich, daß Alles sterblich ist, das Glück wie der Mensch."

Klara entfernte sich wirklich. Die herangekommene Nacht machte ihr angst und bange. Die Gespensterfurcht ihrer Kindheit klopfte bei ihr an. Sie flüchtete sich zur Schwester Mex, die eben im Gespräch mit dem Hausfreunde, Herrn Wapler, begriffen war.

Der Fabrikant war der Mann des guten Raths, der aber stets zur unrechten Zeit kam, entweder zu früh oder zu spät. Soeben hatte er der Jungfer Schwertberger bewiesen, daß, wenn ein Geländer am Jesuitengraben angebracht gewesen wäre, der unvergeßliche Freund und Familienvater durchaus nicht hätte in den Bach fallen

können. Höchst wahrscheinlich wäre er dann auch nicht ertrunken, sondern bei völliger Gesundheit, meinte der ehrliche Wapler.

Mer redete mit vollster Empfindung von dem unersetzlichen Verlust, den die Zurückgebliebenen kaum zu verwinden vermöchten.

Wapler tröstete sie mit dem Gemeinplatz, daß allen Sterblichen ihr Ende bevorstehe, und führte als ein kräftigendes Beispiel seinen Großvater an, der jetzt hundertundzehn Jahre zählen würde, wenn er nicht schon im siebenzigsten Jahre gestorben wäre.

Mer sprach sodann von ihrer und der Schwester halb verlassenen Stellung und wie zu vermuthen, daß Fridolin, einmal an der Spitze des Geschäfts, bald an eine Heirath denken würde. „Sie wissen, Herr Wapler," sagte sie, „wie so gar oft Schwägerinnen in demselben Hause nicht gut thun. Denken Sie, was uns bevorsteht, wenn sich der Fall bei uns ereignete."

„Da weiß ich einen guten Rath, liebe Mer. Sie müssen so bald als möglich heirathen."

„Du mein Gott!" schluchzte Mer plötzlich, so daß Wapler erschrak; „wie können Sie mir jetzt, an diesem Tage, von einer Heirath reden?" Auch entfloh sie, ohne fernern Bescheid abzuwarten.

Klara sprach dagegen mit wehmüthigem Ton: „Was haben Sie angerichtet, Herr Wapler! Sie wissen doch wohl, daß die gute Mer keine Aussicht hat, sich zu verändern! Sie kränken das Mädel bis in den Tod."

„Hab's, auf Ehre, nicht gern gethan!" antwortete Wapler sehr langsam; „ich rede eben Alles so schnell heraus, wie ein achtzehnjähriger Mensch thun würde.

Ach ... wenn ich noch achtzehn Jahre hätte ..." — Wapler stockte.

„Was würden Sie thun?" fragte Klara melancholisch.

„Ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen, Klärle, und würde Sie heirathen."

„Sie sind recht unartig!" Klara verhüllte ihr Gesicht mit dem weißen Schnupftuch.

„Notabene," fuhr Wapler fort, „wenn der Herr Elias nicht Einspruch thäte."

Elias war ein schwunghafter Handelsjüngling, Buchhalter und Associé eines geachteten Hauses, ein gewichstes Männchen mit langer Lockenzier, mit bauschigem Halstuch und massivem Siegelring. Er trug einen zum Entzücken beschnürten Pelzrock, speiste alle Tage ein Dutzend Mädchenherzen so geschwinde wie Austern und war für den Augenblick beschäftigt, der Jungfer Klara den Hof zu machen.

„Sie sind recht sehr boshaft," wiederholte Klara sanft weinend. „Wahr ist's ... daß ich Herrn Elias ... hochschätze ... daß er gegen mich die Höflichkeit selbst ist ... aber ... was berechtigt Sie ...? o Gott ... heute ... gerade heute ... Ach, der gute Vater! wenn er noch lebte, Sie dürften nicht so unbescheiden mit seiner Tochter reden!" — Auch Klara entfloh.

„Da gebe sich Einer die Mühe, die Mädchen im Leid aufzuheitern!" brummte Wapler, indem er sich zurückzog; „glaubte ich doch, meine Sachen recht gut zu machen! Zu meiner Zeit ... ja, zu meiner Zeit ..."

Eben stieß er auf der Treppe an den holden Elias, dem ein Träger mit allerlei Pappschachteln folgte. „Guten

Abend, Papa Wapler!" grüßte der Holde. „Platz da, Papa Wapler! Wir kommen als Lieferant und haben Eile!"

„Oho! was schleppen Sie da?"

„Trauerstoffe, schwarze Bänder, Pleureusen ... Alles für Jungfer Klärchen. Guter Freund, wir machen unsere Sachen nicht halb. Im Thränenwasser werden die Fischlein matt. Weinend ergibt sich das schöne Geschlecht. Ein Wort des Trostes, ein feines Präsent von guter Waare und Alles schlägt ein. Meinen Sie nicht, daß der reizenden Blondine dieses Schwarz trefflich stehen werde?" Elias zeigte beim Schein der Treppenlaterne einen Zipfel Stoff, ein Endchen Band und Spitze. „Ausgezeichnete Artikel, ganz ausgezeichnet; Gott verduplire mir die Gage!"

Der Fabrikant, ein Mann von Fach mit Kenneraugen, prüfte schon mit Blick und Fingern, was ihm vorgehalten wurde, als vor dem Hause mit ungestümer Eile ein Wagen anfuhr, eine Peitsche furchtbar knallte, die Glocke heftig angezogen wurde. — Ein Mann sprang geschwind in's Haus, treppan. Von oben kam zur selben Frist die aufmerksame Mex mit dem Geschrei: „Das ist er, das ist er, Gott sei Lob und Dank!"

Wapler und einige der Pappschachteln rollten die Treppe hinunter. Elias rettete sich, Dank seiner schlanken Figur, vor dem Zusammentreffen des Reisenden und der Maximiliane, die sich umarmten, die sich küßten, die Niemand in der Welt sahen, als nur gerade sich selbst.

„Ich habe in Stockach das große Unglück erfahren," rief er, „und bin mit Extrapost gekommen, um bei euch zu sein."

„Du braver Fridolin!“ rief sie. „Ich hatte eine Ahnung, daß Du kommen würdest ... ich zählte die Minuten.“

„Klärel, was macht sie? was der Bruder Matthias?“

„Du findest sie Beide oben ... aber, leider ... von unserem besten Freund ... findest Du nur die Hülle!“

„O schweig', o schweig'! Du weißt nicht, wie mich's schmerzt!“

Freundlich umschlungen stiegen die Geschwister hinauf.

Unten sagte Elias erzürnt zu Wapler — und er pflegte brutal zu sein in seinem Zorn —: „Sie werden mir diese Schachtel sammt der Waare, die Sie mit Ihrem Elephantenfuß zermalmten, gut machen!“

„Sie werden mir,“ entgegnete Wapler, „die Verstauchung meines Arms und diese Stirnbeule bezahlen, Herr Flederwisch. Warum kamen mir Ihre verwünschten Schachteln zwischen die Beine!“

„Sie sind,“ erklärte Elias, „ein grober Mensch, wie stadtbekannt, ein Wollsack, ein Ballot, mit dem ich schon fertig werde, Gott verduplire mich! — Das Schlimmste, daß jetzt nicht die Zeit günstig ist, um meinen Besuch zu machen. Warum wohl gerade jetzt der Bruder kam? Auf morgen also — und auch wir sprechen uns morgen, Herr Wapler!“

„Ja, ja, kommen Sie nur, Sie Fanfaron! Ich werde Sie empfangen, Sie bedienen nach Bericht!“ entgegnete schnöde der Fabrikant und hinkte in's Museum.

Dort saßen allerdings die vornehmen Leute der Stadt und besserten mit Häringssalat, mit nürnberger Gurken und Chesterkäse ihren von der Neujahrsfeier leck gewordenen Magen aus. Das allgemeine Gespräch war

übrigens natürlich die traurige Begebenheit der lustigen Nacht, und nur zu Gunsten des Dahingeschiedenen lautete der Spruch der Todtenrichter. — Wapler, der aus dem Hause Schwertberger's kam, erzählte, was er dort gehört und gesehen.

Nach einer Stunde wurde Wapler's Bericht, mannigfach verschönert und entstellt, im Kaffeehause zum „Barbarossa“ am obern Markt wieder erzählt: daß Fridolin bereits angekommen, daß Elias magnifike Präsente zu Klara's Füßen gelegt, daß der lüderliche Sattler sich von Grund aus gebessert, daß Elias und Wapler auf der Treppe aus Nebenbuhlerei miteinander Händel bekommen, sich herausgefordert, sich verwundet.

Ein jeder der ehrwürdigen Gäste des „Barbarossa“ — die älteren Häupter aus der Gemeinde, Wurstbrüder und Laien, pflegten dort den Abend zu verbringen — ein Jeder also legte, was er gehört, nach seiner Weise aus.

Der Stadtrath Muselmann sagte dabei seinem Nachbar Dotterweich in's Ohr: „Der Abtritt des alten Schwertberger ist dennoch nicht ganz sauber. Der Physikus hat mir gesagt, daß er eigentlich an einer tiefen melancholischen Wunde am Kopf gestorben sei. Gott hab' ihn selig. Mit dem Matthias wird's nicht heben (anhalten). Seine Natur wird sich nicht lang mit Ehrlichkeit ergötzen. Solche Leute mögen's anstellen, wie sie wollen, sie laufen doch dem Teufel zu, schneller als ein Pferd reitet. Aber 's ist wahr, daß Wapler und Elias in Händeln begriffen gewesen. Dem Wapler soll, wie ich sicher weiß, in Folge dessen das Handgelenk trepanirt werden.“

Drittes Kapitel.

Das Familienbuch.

Wer alte Bücher liebt, konnte in der alten deutschen Stadt Konstanz ein Buch finden, das den eigentlichen Grund- und Eckstein eines tüchtigen Hauses abgegeben hatte. An dem dicken Quartband hatten — es fehlte wenig daran — dritthalb Jahrhunderte geschriftstellert und zwar mit jener Schriftstellerei, die nicht tändelt, sondern schnurgerade aus dem Herzen kommt; die nicht erfindet, sondern nackt und bloß wirklich geschehene Dinge berichtet, ob schwarz, ob roth, ob wunderlich, ob alltäglich. Der feiste Quartband, der vorne geschmückt war mit einem gewaltigen Titelblatt, das vornehm aussah wie eine Triumphpforte, der zur Hälfte aus Pergamentblättern, zur Hälfte aus gelbem und weißem Papier bestand, enthielt eine Haus- und Familienchronik. — Seit Beginn des dreißigjährigen Krieges hatten sich die Hände der jeweiligen Familienhäupter mit dieser harmlosen Autorschaft abgegeben, hatten ihre Kinder und Enkel mit heiteren Augen in diesem Buche lesen gelernt. Wie viele jener Hände waren schon in Erd' und Asche zusammen gefallen! Wie viele jener Augen

schliefen längst den Schlummer ohne Ende! Aber das Buch ihres Lebens und ihrer Lehrzeit bestand noch immer, wachsend sogar dermaßen, daß schon einigemal der Einband hatte verändert werden müssen, bis er ganz modern geworden war, was sich sonderbar mit den darin festgehaltenen alterthümlichen Schriften und Papieren paarte. Der einzige Schmuck, der an die Vorzeit erinnerte, bestand in prachtvollen Silberschließen, die, so nützlich als schön, dem Buch den Riegel anlegten.

Noch strenger gefangen war das Buch in einer Schublade eines Schrankes, der aus dem ersten Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts stammte und zugleich einen Schreibtisch und eine Schatzkiste vorstellte. Er war das Meisterstück des Ahnherrn, eines vielkundigen Tischlers gewesen, und mit Recht als eine Merkwürdigkeit aufbewahrt worden. Schnitzwerke, im besten Geschmack jener Zeit, sah man darauf mit Verschwendung angebracht; den König David mit der Harfe, den weisen Salomo mit dem Tempelmodell in der Hand; daneben den Herkules im Löwenfell, den geflügelten Merkur mit Stab und Beutel; eine Reihe von Engeln, die als Tragpfeiler dienten; Arabesken von Blumengewinden, Vögeln und Fratzenköpfchen. — Und dieser Schrank befand sich in einem noch heut recht alterthümlich gehaltenen Gemach, das einen gar heimlichen Erker mit Polsterbänken, ein ernstes Getäfel von braunem gebeiztem Holz an Wänden und Decke, einen ungeheuren, aber wohlthätigen Schweizerkachelofen aufzuweisen hatte. Ein Kruzifix an der Wand über dem Spiegel, ein alter Barometer im Winkel, ein großer Lehnstuhl, ein paar andere Sessel mit geschweiften Schnörkelbeinen waren

die sparsamen Zierden des Gemachs. — Und dieses Gemach war ein Theil des großen Hauses mit ungeheuren Vorplätzen und Speichern, mit breiten, aber finsteren Treppen, das die Schwertberger'sche Familie seit fast zweihundert Jahren bewohnte; eines Hauses, wie noch heut ihrer viele in der alten Bischofsstadt zu sehen. — Vor dem Schreibtisch und Schatzkasten saß aber wirklich der junge Meister Fridolin und las in der dicken Familienchronik, was noch wenige Tage vor seinem Ende sein verewigter Vater mit lebenssicherer Hand darein geschrieben.

Dem jungen Manne standen die Augen voll Wasser. Wie hätte er's aber auch anfangen sollen, mit trockenen Augen zu lesen, was hier in der biedern Schmucklosigkeit des ursprünglichen Textes folgt:

„Ich hab's mein Lebtag mit Denen gehalten, die zu Ende des Jahres nicht nur ihr Kontobuch abschließen. Ich mache heut, wie schon bei mir lange üblich, auch mit meinem Thun und Lassen seit dem letzten Neujahr reine Rechnung, und finde mich, wie immer, sehr im Nachtheil. Ich werde einmal nicht Herr über meine Schwächen und mache Fehler, wie Sand am Meer so viele. Meine Anlage zum kleinen Jähzorn und zur Rechthaberei wird so bedenklich, daß ich Alles aufbieten muß, um die schlechte Neigung zu unterdrücken. Dann habe ich wieder einmal zu viel Vertrauen auf die Menschen; ein andermal viel zu viel Argwohn gegen sie. Kaum, daß ich denselben beschwichtigen kann, daß er nicht in Härte ausartet. Um ein freundliches Gesicht zu machen, brauche ich zuweilen Ueberwindung, und die Geduld, womit man beschränkte, aber rath- und hülfs-

bedürftige Leute anhören soll, gewinne ich dann und wann nur mit Mühe. Ich sage mir freilich, daß die Jahre den Menschen verändern, und zwar nicht bloß auf der Außenhaut. Dennoch möchte ich trotz meiner Gebrechen der allmächtigen Dreifaltigkeit inbrünstig danken, daß sie es noch so gut mit mir gemacht hat. Ich bin alt und doch verstehe ich noch das Pläsir, das sich für das junge Volk schickt; ich bin alt, aber mir schmeckt die Gottesgabe, und bin ich nicht grämlich, wie Andere leider sind. Lob und Dank also dafür. Aber die Tage gehen hin wie der Schatten an der Wand, und den morgenden zu erleben, habe ich, obwohl den Wunsch, doch nicht die Versicherung. Darum hab' ich meine Sache in Ordnung gebracht und Alles gehörig meinen Nachfolgern und Erben auseinandergesetzt ..."

Fridolin erinnerte sich hier des mustermäßigen letzten Willens, den sein Vater hinterlassen, und der erst vor Kurzem veröffentlicht worden war. Sowohl was die Verfügungen zu Gunsten von Freunden des Seligen betraf, als seine Familie anlangend, hatte der Erblasser Alles gethan, um nach dem strengsten Recht zu verfahren und das Interesse eines Jeglichen zu schonen. Fridolin erkannte dieses dankbar, und bewegt las er weiter:

„Es hat mich in diesem bald verschienenen Jahr ein ziemlicher Schlag betroffen, den ich aber nur ein Unglück aus heiterem Himmel nennen mag. Mein Freund Theodor Vollrad, für den ich eine Bürgschaft von viertausend Gulden geleistet hatte, ist auf und davon gegangen, und ich habe allerdings das Geld und etliche Kosten obendrein bezahlen müssen. Es ist viel über den

Vollrad geschimpft worden . . . ich hab' es nicht gethan; denn erstens kann ihn nur der größte Mangel an Hülfsquellen veranlaßt haben, sein Wort zu brechen und auszureißen, und zweitens habe ich die Bürgschaft aus eigenem Antrieb, ohne Zwang oder Drang von seiner Seite, geleistet. Meine Kinder mögen mir's verzeihen. Ich hätte Rom und Reich auf den Vollrad gebaut, unbedenklich. Ich will jetzt arbeiten, was ich kann, um wieder einigermaßen den Verlust hereinzubringen. Aber zur gleichen Zeit gebe ich namentlich meinem Fridolin die Ermahnung, er möge sich durch diesen Vorfall nie und nirgends irren lassen, wo es darauf ankommt, einem Freunde beizustehen. Die Freundschaft muß vom Vertrauen leben und nicht unfruchtbar sein. Mit der Saat der Nächstenliebe geht's freilich wie mit den Früchten auf dem Feld oder wie mit dem Wein. Sie geräth nicht allemal. Indessen macht es der Himmel gerecht und bringt vielleicht schon im nächsten Jahr doppelten Segen für das, was heuer mißrathen ist."

„Du guter, lieber Vater!" seufzte Fridolin und küßte das Blatt. Mit steigender Theilnahme las er, was kurz, aber kräftig folgte in den letzten Zeilen, die der christlich gesinnte Greis hinterlassen:

„Wenn ich nun das Wohl und Weh eines Freundes, der doch nicht ein Blutsfreund von Dir ist, — ja selbst das eines Wildfremden, der nur einmal im Leben an Dir vorübergeht — an Dein Herz lege, mein Sohn Fridolin — so laß Dir um so angelegentlicher jederzeit Deinen Bruder Matthias empfohlen sein. Ich soll nicht seinen Ankläger abgeben — die ganze Welt erzählt, was Böses an ihm ist — ich spreche aber für ihn zu

Deinem, will's Gott, brüderlichen Herzen. Es ist wahr, daß er sein Mütterliches und noch obenein das Erbtheil, das ihm von mir aus bis dato zuzufallen hätte, aufgebraucht hat. Ich habe das, euch nicht zu betrügen, getreulich im Testament angegeben. Ihr, meine Kinder, seid ihm heute gar nichts schuldig, und sollen auch die Mex und die Klara gar nichts von ihrem Theil einbüßen, weil die Zukunft der Weibsleute alleweil ungewiß; aber Du, Fridolin, hast ein Handwerk mit goldenem Boden brav gelernt, und wirst schon viel vor Dich bringen. Verlasse Du darum den Bruder nicht; thue wenigstens so viel als möglich für das arme Mensch, seine Frau und seine kleinen Kinder. Des Herrn und Heilands Geleit soll absonderlich mit Denen sein, die ihren armen Verwandten in ihrer Noth beistehen. Ich will Dir — wenn ich es nicht mündlich sollte thun können, weil mein Leben in Gottes Hand — schriftlich anmerken, was ich mit dem Matthias gern vornehmen möchte . . ."

Gerade bei dieser Stelle brach das Manuskript ab. Der Alte hatte, es zu vervollständigen, nicht mehr die Zeit gewonnen. Indessen wußte Fridolin durch den Bürgermeister bereits, was hier in Frage stand, und hatte schon seinen Entschluß gefaßt. Soeben bot sich Zeit und Gelegenheit, den letztern dem Mann, den er betraf, zu eröffnen. Kaum war nämlich Fridolin mit seiner Lesung zu Ende gekommen, als sich die Thüre schwerfällig öffnete und Matthias hereintrat.

Der Sattler war in einer anständigen Kleidung von dunkelblauem Tuch. Auf seinem Kopfe saß ein ziemlich modischer Hut, den er nicht ablegte. Am Arm trug er

die Trauerbinde, wie um den Hut. Seine Züge sahen etwas verwirrt aus; seine Haltung verrieth Verlegenheit, der ein gewisses plumpes, aufgeblasenes Wesen vergeblich zu Hülfe zu kommen trachtete.

„Du willst mit mir allein reden?“ fragte er den Bruder. „Was soll's denn? was hast Du mir zu sagen?“

Fridolin ging ihm freundlich entgegen, bot ihm die Hand und versetzte: „Will's Gott, so werden wir uns gleich verstehen.“

„Wer weiß? Die Katze aus dem Sack! geschwinde nur.“ — Der Sattler setzte sich und spreizte die Beine weit von sich.

„Ich habe da in dem Familienbuch ein paar Worte von unseres Vaters Hand gelesen, die uns Beide angehen. Willst Du nicht auch ein bischen hineinsehen, Matthias?“

Der Sattler schüttelte den Kopf: „Das Lesen ist nicht meine Sache. Ich habe schon genug um den Seligen geheult, mag nicht wieder anfangen. Alles hat seine Zeit und sein Ende. Rede nur frei von der Leber. Ich weiß bereits, was es gibt. Der Bürgermeister hat sich schon herabgelassen, mir Allerlei zu bemerken und zu rathen. Ich finde, daß der Alte nicht Unrecht hatte, da er mich noch einmal in die Welt hinausschicken wollte. Ich gehe lieber von selbst, ehe ihr mir den Laufpaß schreibt.“

„Was bildest Du Dir ein?“ rief Fridolin gekränkt. „Verzweifelst Du an der Liebe Deiner Geschwister?“

Matthias lächelte bitter und betrachtete seinen Rock, indem er sagte: „Ei, wie so denn? Habt ihr mir nicht

das Kleid geschenkt, daß ich euch beim Begräbniß keine Schande machen sollte? Das Gewand war schon zu viel Güte von euch. Ich habe ja nichts, gar nichts von euch zu kriegen; das weiß ich aus dem Testament. Gott vergelt' euch tausendmal, sagt der Bettelmann."

„O weh, o weh!" seufzte Fridolin; „Du redest heute nicht gut, Matthias! Das hab' ich nicht erwartet, als ich Deine aufrichtige Betrübniß um den Vater mit inniger Freude wahrnahm. Aber nur wenige Tage schläft er unterm Boden und Du bist wieder ein ganz Anderer geworden! Besinne Dich, Bruder. Laß Deinen guten Engel walten und schenke mir Vertrauen!"

„Eben mein guter Engel heißt mich von dannen gehen," erwiederte der Sattler trotzig. „Was soll ich noch hier? Ich bin eine verschossene Kugel, die das Ziel verfehlt hat. Hier bring' ich's zu nichts mehr. Ich gehe wieder in die Fremde."

„So, Du schlimmer Kopf? In die Fremde als ein alter Gesell von sechsunddreißig Jahren? mit der Reputation eines verlumpten Meisters? Eine schöne Aussicht, wahrhaftig! Und was soll aus Deinem Weib, aus Deinen Kindern werden?"

„Hm," entgegnete Matthias mit berechneter Kaltblütigkeit; „hm, der Himmel wird für sie sorgen. Vielleicht, daß ich zu Kräften komme, mich irgendwo ansäßig mache auf meine Profession, und dann die ganze Bagage zu mir nehme; — oder, wenn das nicht sein könnte — so mag sie der Armenfond und das Spital ernähren. Der Bürgermeister wird's schon machen."

Ich wette, daß Du selbst nicht glaubst, was Du da vorbringst," sprach Fridolin nachsichtig. „Du hast immer

einen Hang zur Großsprecherei, zur Ruhmredigkeit gehabt. Du stellst Dich jetzt gefühlloser an, als Du bist."

„Ich bin halt eine verschossene Kugel," wiederholte Matthias spröde; „ich hätte ein Anderer werden sollen als ein Sattler, als überhaupt ein Handwerksmann. — Vielleicht find' ich draußen etwas Besseres. — Darum geh' ich gern."

„Ich will Dich aber nicht lassen," rief Fridolin voll Herzensangst und hielt den Duckmäuser bei der Schulter fest; „ich will nicht thun, was der Vater im Sinn hatte, — was er jedoch wohl auch nicht gethan haben würde, wenn's hätte ausgeführt werden sollen. Er hatte Dich zu lieb, als daß er Dich in's Elend gejagt hätte. Mir geht's akkurat so. — Hör' mich an. Du sollst bei mir bleiben und ein angesehener Bürgersmann werden. Das hab' ich mir vorgenommen."

„Nun, nun, ich bin doch kurios, zu hören," warf Matthias ein und lehnte das Haupt mit zugemachten Augen zurück. Seine Finger trommelten auf den Knieen. Diese vorgebliche Gleichgültigkeit verbarg ziemlich glücklich die ängstliche Ungeduld, die Matthias verspürte. Ihm, dem Großsprecher, war keineswegs so aufrichtig um ein neues Wanderleben zu thun. Seine Gewohnheiten hielten ihn an die Vaterstadt gefesselt. Aber, um sich nach so vielen Fehltritten in möglichst großem Werthe zu erhalten, ließ sich Matthias gern bitten, dasjenige zu thun, was er selbst von ganzer Seele wünschte. Er beurtheilte nur zu gut die Stimmung seines Bruders, und je weniger er auf solche gefaßt gewesen, je umfassender sie auszubeuten, nahm er sich vor.

Fridolin erklärte ihm mit biederer Offenherzigkeit,

mit welchen Plänen er umging. Die sehr einträgliche Profession des Vaters wollte er allerdings fortführen und möglichst zu der Vollkommenheit steigern, die er in Frankreich begreifen gelernt hatte. Daneben aber sollte eine Wagenfabrik eingerichtet werden, in der Absicht, die so kostspieligen Wienerwägen durch wohlfeilere und dennoch gut hergestellte Fuhrwerke vom Markt auszuschließen. Ueber diese Fabrik, die von der Tischlerwerkstätte ganz abgesondert zu betreiben, sollte der Sattlermeister die Aufsicht führen, und dazu diejenige Arbeit liefern, die in sein Fach schlug. Vermittelst dieser Verpflichtungen sollte er ein wahrhafter Geschäftsgenosse des Bruders werden und mit demselben allen Gewinnst theilen. Maler, Wagner, Eisenarbeiter und Andere waren als im Akkord zu bezahlende Arbeiter bezeichnet. Die baaren Auslagen leistete Fridolin. Matthias zahlte sein Genossenkapital mit seiner Arbeit und der Bemühung eines Aufsehers.

Ein Paradies von Wohlleben ging vor des Sattlers zugemachten Augen auf. Die Aussicht, die ihm der von ihm gefürchtete und bekrittelte Fridolin erschloß, übertraf seine kühnste Erwartung. Das edle Benehmen des Bruders gefiel ihm sogar in dem Grade wohl, daß er sich selbst auf's Gewissen versprach, endlich einmal seine Pflicht zu thun und sich zu rühren und zu arbeiten und Liebe mit Dankbarkeit zu vergelten.

Er that nun die Augen weit auf, schüttelte dem Bruder die Hand und sagte: „Du bist ein braver Kerl, Fridolin, und ich nehme Deinen Vorschlag an und Du sollst sehen, was Du an mir hast.“

„Nun das ist doch einmal ein christlich Wort und

Zeichen!“ versetzte Fridolin höflich erfreut. „So kehrst Du endlich doch den bessern Menschen heraus! Schlag' ein, noch einmal. Halt' fest an Deiner Zusage und es wird schon Alles gehen mit Gott.“

Das Gemüth eines schwachen Menschen ist aber ein unbeständiges Ding. Seinem Eid liegt nichts näher als der Bruch desselben, seinem Vertrauen nichts näher als der Argwohn. Matthias hatte kaum den Handschlag, der ihn von aller Schmach rettete, geleistet, als er auch am ehrlichen Werke schon zu mäkeln begann.

„Ein paar Bedingungen behalt' ich mir vor,“ sagte Matthias mit gerunzelter Stirn und scheu niedergeschlagenem Blick.

„Welche denn?“

„Du mußt einstweilen meine Schulden bezahlen.“

„Das will ich, in der Hoffnung auf Dein Wohlverhalten.“

„Aha. das ist der Meisterton. Höre, Fridolin, ich bin meines Handwerks Meister, wie Du des Deinigen. Ich will nicht von Dir behandelt und angesprochen sein wie ein Gesell, der im Wochenlohn schafft.“

„Was denkst Du denn auch?“

„Im neuen Geschäft muß ich meinerseits Herr sein, wie Du auch Deinerseits.“

„Ohne Weiteres; ja doch.“

„Du wirst niemals Dir einfallen lassen, meinen Schul- oder Hofmeister vorstellen zu wollen.“

„Ueberflüssige Bemerkung. Ich werd's, denke ich, niemals nöthig haben.“

„Es wäre alsogleich mit uns aus und aus, Fridolin. Merke Dir das.“

„Genug davon. Hast Du noch sonst etwas auf dem Herzen?“

Zögernd antwortete Matthias: „Gar nichts ... für jetzt gar nichts ... wenn Du mir jedoch einen kleinen blanken Vorschuß geben könntest ... Ich weiß beinahe nicht mehr, wie ein Kronthaler aussieht ... ich hatte so viel Unglück ... der Gesell und der Lehrjunge ... dann mein Weib und die Kinder ... Alle plünderten und ärgerten mich ...“

„Hör' auf. Da hast Du einen Abschlag auf die neue Kompagnie.“

„Hm, hm; recht gut, für jetzt wird's reichen. — Und — was ich noch sagen wollte: des Rennerle Weib hat mir aufgekündigt. Doch blieb ich gern. Die Wohnung und Werkstatt steht mir an. 's ist nur Weiberlaune. Sie hat mich nie leiden können. Auch fürchtet sie, den Miethzins einzubüßen. Wenn Du dem Rennerle ein Wort sagtest?“

„Noch mehr als dieses, Matthias. Rennerle will sein Haus verkaufen und mir gefällt's; es liegt herrlich, ein prächtiges Lokal für die Wagenfabrik. Ohne Zweifel werd' ich's an mich bringen, und es versteht sich, daß Du Deine Wohnung dann beibehältst.“

„Brav, Pariser; brav,“ lachte Matthias; „so weiß ich denn für den Augenblick nichts weiter und will meiner Wege gehen ...“ — Fridolin's Geld hüpfte schon in seiner Tasche.

Nun hielt ihn aber der Bruder noch ein Weilchen auf und sagte sehr freundlich: „Jetzt hätte ich Dir ein paar Bedingungen zu machen ...“

Matthias runzelte wieder die Stirn. „Bedingungen ... mir? Sind wir noch nicht zu Ende?“

„Nenne es meinetwegen ein paar freundliche, brüderliche Bitten, was ich Dir zu sagen haben. Erstens: wähle Deine Gesellschaft vorsichtiger, als bisher geschah; und zweitens: behandle Deine Frau nicht wie eine Magd. Achte Dich selbst in Deiner Freunde Wahl, ehre Dich selber in Deinem Weibe. Stopfe den Leuten die tadelfertigen Mäuler. Thu' Dir's, thu' mir's zuliebe. Hörst Du?"

Da machte Matthias ein garstig unwilliges Gesicht, indem er trotzig versetzte: „Du bist nicht mein Schulmeister, sag' ich noch einmal. Die Leute, die über mich räsonniren, gehen mich weniger an, als eine Prise Schnupftabak. Ich trinke und spaße mit wem es mich freut und sitze zu keinem Dieb. Ich weiß schon, wer zu mir paßt. Und mein Weib angehend, so ist es m e i n, verstehst Du? mein Eigenthum, wie dieser Hut, dieser Stock oder dieses Sacktuch. Mit dem, was mein ist, schalt' ich aber nach Belieben und kein Teufel hat darein zu reden. — Da kommt die Klärel. Adje, Fridolin."

Matthias war froh, daß die Schwester ihn gerade jetzt ablöste, unmittelbar nach seiner wundervoll ungeschliffenen Rechtfertigungsrede. Aber auch Fridolin war der Dazwischenkunft Klara's froh, weil sie ein Gespräch endigte, das noch unangenehmer zu werden drohte, wenn sich Matthias ferner auf den Irrwegen seiner brutalen Lebensphilosophie erging.

Mit dem blonden Klärchen kam ein ganz anderer Geist in die alte Stube. Das Mädchen strahlte sozusagen einen milden Glanz über die braunen Wände. Der Zornhauch des störrischen Matthias schwand dahin vor dem Wehen der jungfräulichen Gewänder.

Gentleman Elias hatte freilich wenigstens eine Wahrheit in seinem Leben gesagt: die Trauer stand der weißen Klara unvergleichlich zu Gesicht. Ob sie selber es wußte? — „Ich muß Dich einmal in Deiner Kanzlei besuchen, lieber Bruder," sagte sie huldreich; „hier sieht es aber gar zu ernsthaft aus. So wenig Licht, so viel Dunkel! Ich werde Dir einen größern Spiegel zum Geschenk machen. Dieser da ist viel zu unbedeutend und große Spiegel machen die Stube hell."

„Das alte Glas gibt doch Dein Gesicht recht klar und nett wieder, liebes Klärel!" meinte der Bruder lächelnd, weil das Mädchen von dem verunglimpften Venezianer fast nicht mehr wegkam.

„Hm, so so . . . aber gerade nur das Gesicht," versetzte Klara, im Tadel und Anschauen gleich beharrlich. „Sieh doch! ich glaube, daß die Leute Recht haben, wenn sie behaupten, daß wir uns ähnlich sehen, Fridolin."

„So ist's Klärel. Als ob wir Zwillinge wären."

„Es macht mir Freude, Dir ähnlich zu sein. Du hast mich lieber als die Anderen, gelt, Fridolin? Ach, sage Ja, lieber Bruder. Ich bin jetzt so verlassen! Die Mex ist so kalt, der Matthias so roh! Ich muß Jemand haben, der mich gern hat, den ich von Herzen liebe, und der bist Du, Fridolin!"

„Ich bedanke mich, wenn's Dein Ernst ist; aber denke nicht schlimm von der Schwester und nicht von dem Matthias. Der Letztere ist ganz umgewandelt, gottlob! und die Erstere will uns Beiden von ganzer Seele wohl, wenn sie auch uns nicht ähnelt. Sie schaut nicht so freundlich aus den Augen, wie Du, wohl etwa

trutzig, wie der Matthias, aber sie ist nicht leichtsinnig und unbeständig wie er gewesen ist, und so Gott will, ferner auch nicht sein wird.

„Hm, ja," schmollte Klara. „Du vertheidigst die ganze Welt, willst von Niemand Schlimmes glauben; — aber es ist schon einmal so; ich habe Dich am liebsten und unsere Naturen passen trefflich zusammen."

„Weißt Du das so gewiß, Klärel?" fragte Fridolin halb ernst-, halb scherzhaft. „Wie aber, wenn unsere Charaktere so verschieden wären, wie des Matthias und der Mex Temperament?"

„Pah, pah! mache Dich doch nicht schlimmer als Du bist, lieb's Brüderle!" schmeichelte Klara; „wie könnte ich denn ein so inniges Vertrauen zu Dir haben? Ach, Deine Hülfe thut mir noth. Ach, Fridolin" — Klara's Stimme wurde weinerlich — „die Welt ist so böse, so lieblos, so abscheulich . . . ! Was thu' ich denn, ich armes Lamm, daß die schlimmen Mäuler über mich herfallen und mich zerreißen?"

„Nun, nun, Klärel, was gibt's denn Neues? Du erschreckst mich ja, Du armes Lamm!"

Klara versetzte äußerst betrübt: „Sieh', — ich weiß nicht recht, wie ich's anfangen soll, es herauszusagen. Ich bin ein schüchternes Mädel . . . aber die Leute sagen — so hat mir Bischofs Katharine erzählt, die es von des Seifensieders Nannele erfuhr, die es im Kränzchen gehört hat — sie sagen, ich hätte es mit dem Elias . . . ; Du kennst den Elias . . . ?"

„Ich habe ihn ein- oder zweimal gesehen, Klara. Wir haben ein paar Worte gewechselt. Das ist Alles."

„Wie gefällt Dir der Elias? Was hältst Du von ihm?"

„Das kann ich noch nicht sagen. Er windbeutelt ein wenig; das hab' ich bemerkt. Man spricht, er habe Verstand neben affigen Manieren. Wie er um das Herz herum beschaffen ist, weiß ich nicht."

„Denke Dir, sie behaupten, er mache mir den Hof."

„Das behauptet auch die Mex."

„So? hat sie auch schon ihr Wort abgegeben? — Das ist von der Schwester nicht schön. Sie hat ohne Zweifel hingesetzt, ich sei in den Herrn Elias verliebt? ich hätte von ihm Präsente angenommen?"

„Ich glaube dergleichen gehört zu haben."

„O pfui, pfui und tausendmal pfui! Du konntest das glauben? Ich sage nicht, daß Herr Elias nicht sehr artig mit mir gewesen, daß er mir nicht nach dem traurigen Fall in unserer Familie ein Geschenk hat machen wollen . . . aber, wenn ich schon nur ein Bürgermädchen bin, so habe ich noch mehr Ehre im Leib als manche vornehme Beamten- oder Kaufmannstöchter, die in Federhüten und Schleiern einherziehen; mehr Achtung vor mir selber als sogar manche Baronin. Ich habe nicht eines Daumens breit von den Bändern und Flören des Herrn Elias angenommen . . . das kann ich beschwören . . . und dennoch lästern sie mich . . . ach, ich werde mir die Augen aus dem Kopfe weinen müssen!"

Klara setzte sich schon dazu in Positur, aber eben so schnell ließ sie von ihrem Vorhaben ab, weil Fridolin bemerkte: „Du wirst Deinen hübschen Augen schaden, Klärel. Wenn denn einmal geweint werden soll, so weine nur nicht über alltägliche Dinge. Was ist denn natürlicher, als daß ein junger Mann einem ‚artigen

Mädchen‘ den Hof macht? daß er seine Neigung mit Geschenken zu bethätigen sucht? Das Sprüchwort sagt schon lange: ‚Frauengunst ist nie umsonst.‘ Und wenn Dir Herr Elias gefiele . . .“

„Nun, wenn er mir gefiele?“ fragte Klara neugierig.

Fridolin fuhr fort: „Und wenn der Herr solid wäre von innen und von außen, so wüßte ich nicht, was einer ehelichen Verbindung im Wege stehen sollte?“

„So? Du wüßtest nicht . . . ?“ fragte Klara sehr langsam und offenbar unzufrieden.

„Wenigstens wäre ich der Erste,“ sprach Fridolin, „der die vernünftige Ehe begünstigen würde, so wie ich meiner brüderlichen Pflicht gemäß der Erste sein würde, sie zu hindern, wenn sie nicht vernünftig zu werden verspräche.“

„So, so?“ hob Klara wieder an und zwar mit finsteren Augen. „Da hätt' ich also in Dir meinen Herrn gefunden und Du würdest mich verheirathen nach Deinem Gefallen, und mein eigener freier Wille hätte dabei gar nichts zu thun?“

„Du verstehst mich nicht, Klärel. Dein freier Wille hat allerdings auch mitzureden.“

„Da bin ich freilich sehr glücklich, sehr zu beneiden!“ spottete das Mädchen, biß ihre Lippen, daß sie blutroth wurden, und fügte alsdann mit einem Trotz, der ihr sehr niedlich ließ, hinzu: „Vorderhand, mein lieber Bruder, bin ich im ledigen Stande noch gar wohl zufrieden und Herr Elias ist mir gerade wie ein anderes Mannsbild.“

Noch einmal betrachtete sie sich im Spiegel; dann

trällerte sie ein Liedchen und ging ohne Lebewohl hinweg, um in ihrem Schmollwinkel ein bischen zu grollen, weil Fridolin ihre Thränen nicht begriffen und ganz kühl bürgerlich von ihrer Heirath mit Elias gesprochen. Von dem Augenblick sank der Gentleman auffallend schnell von dem Altärchen, das er sich in Klara's Herzenskapelle erobert hatte, in das Gewühle der Alltagsmänner zurück. Die launenhafte Blonde hätte ein bischen trostlose, mit tyrannischen Hindernissen gespickte Leidenschaft sich wohl gefallen lassen. Die Pein des Geheimnisses zu Anfang, die steigende Verzweiflung im Verlauf, die Thräne der Entsagung am Schlusse lachte ihr. Für die schnurgerade Allee zum Ziele, die schon Großvater und Großmutter gegangen, bedankte sich das Kind der Neuzeit.

Fridolin hatte nicht Muße, eine Betrachtung über Klara's Freud- und Leidwechsel anzustellen. Zur selben Minute fanden sich Herr Muselmann, der Gemeinderath, und der Glasermeister Rennerle bei ihm ein: Beide feierlich gekleidet, denn Sonntag war's und aus der Kirche kamen Beide.

„Guten Tag, ihr Herren," redete sie der Hausherr an; „ein lieber Besuch. Womit kann ich dienen?"

Rennerle räusperte sich; er hatte offenbar etwas Wichtiges vorzutragen, doch machte ihn der Respekt schweigen. Er deutete auf den Stadtrath mit einer Geberde, die demselben den billigen Vorrang ließ.

Herr Muselmann sagte hierauf: „Mit nichten, Meister Glaser; ich spreche gar niemals zuerst. Ein einziges Mal hab' ich's auf dem Rathhause gethan. Es betraf die Sache des Xaver Schababerle, der die Wirth-

schaftsgerechtigkeit ansprach. Nun, dazumal habe ich den ganzen Stadtrath nachgezügelt, und der alte Bürgermeister sagte mir bei der Gelegenheit: ‚Muselmann, Sie haben Alles heute so klar vorgetragen, daß ich Sie der Sonne vergleichen möchte, wenn sie just ihren ganzen Degout auf den See wirft.‘ Er sagte mir das, jetzt unwissend wo. Doch war's, glaube ich versichern zu können, im Bischöfle oder im Schäpfle oder meinetwegen im Rathhaus selber."

Während dessen brummte Rennerle vor sich hin: „Wenn's so fortgeht in dem Betreff, so werde ich ebenfalls auch kein Wort nicht hervorbringen können, und 's ist gleich Zwölfe und die Suppe steht allbereits auf dem Tisch daheim, und meine Frau ist gleich bei der Heck' mit allerlei Redensarten, wenn ich zu spät komme."

„Indessen," — fuhr Muselmann fort — „wenn's ein Geheimniß wäre, was der Meister Rennerle fürzugeben hat, so will ich lieber meine Sach' zuerst anbringen; aber sie ist auch was Geheimes und es wäre mir fatal, wenn der Meister davon hörte. Daher komm' ich ein anderes Mal und der Meister kann's auch so machen."

„Was Geheimniß! was Heimlichkeit!" brach Rennerle los; „bei uns Glasern ist Alles durchsichtig in dem Betreff; das wär' einmal probat. Und so will ich denn gleich vorfahren, daß es eine Art hat, weil die Suppe im Hintergrund steht und mein Luwissele heut im Schlitten fahren will. Ich habe nur sagen wollen, Herr Schwertberger, daß zwischen uns die Sach' nicht ungleich ist, und das Luwissele meint, ich soll Ihnen das Haus in Gottes Namen verkaufen, wenn Sie gleich

etwas weniger geben wollen, als gefordert ist. Aber es verstände sich wohl, sagt sie, daß Sie den Accis bezahlen und ein Schlüsselgeld, und das Geschäft im Schreibfuß aufnehmen lassen müssen auf Ihre Kosten. Mit dem Schlüsselgeld hat die Frau eben ihre Mucken. Sie ist aus dem Unterland gebürtig und da haben die Weibsleute bei Verkäufen immer so was im Hintergrund, und es darf ja nur eine Kleinigkeit von ein paar Brabantern sein . . . He! ist's jetzt grundmäßig und Alles richtig in dem alten Betreff?"

Fridolin bejahte nach kurzem Besinnen. Mit einem Handschlag schloß er vorläufig den Kauf, wie schon die guten Vorfahren im Brauch hatten. — Rennerle wischte den Schweiß der Erwartung von seiner Stirn und fuhr nach herzlichem Aufathmen fort: „Jetzt will ich geschwind mit was Anderem vorrücken. Die Bürgergesellschaft in der Krone möchte gern so hinten herum anfragen, ob nicht der Herr Schwertberger ihr die Ehre schenken wollte . . . in dem Betreff als ordentliches Mitglied? Es sind lauter ehrliche Bürgersleut' zum Zeitungslesen und Tanzen . . . schöne Maidli, potz Donner! viel schönere als auf dem adeligen Museum, das ist probat. Freilich sieht's bei uns nicht so modisch aus, wie in dem Herrenkasino, aber dort ist die Sach' ungleich für einen Bürgersmann . . . sie haben erst neulich den Flaschner Hardenau hinausgekugelt . . . wollen keinen Handwerksmann darin haben . . . nun, es steckt einmal so eine alte Kreatur in der Sach' . . . und wenn's halt dem Herrn Schwertberger nicht zu schlecht bei uns wäre . . ."

„Ei, ei, Meister Rennerle, wo denkt Ihr hin?

Mir werden doch die Professionisten nicht zu gemein sein! Gehör' ich doch auch darunter, soll ich meinen."

„Ja freilich, man soll's glauben; aber ... weil Sie so lang in Bariss' gewesen sind und immer im Neumodefrackrock herumspazieren, ein seidenes Nastuch im Sack führen und — nehmen Sie's nicht ungerad — gar nicht einmal mehr stehen und gehen wie unsereiner ... so fürchten sich die guten Bürger ... und sie wissen nicht in dem Betreff, ob Sie ein Fisch oder ein Vogel sind ... und wenn ich ihnen schon gesagt habe, daß sie letz daran seien und daß Sie, Meister Schwertberger, unter Ihrem engelländischen Hut keine Spatzen tragen, wiewohl Sie den Hut auf der Gasse gar nicht abthun vor den Leuten ... so wollten sie doch nur von hinten herum anklopfen ... ob ..."

Fridolin unterbrach den konfusen Redner lebhaft. „Sagt Euren Freunden, Rennerle, daß ich mir's zur Ehre schätze, und schlagt mich, wenn's Euch gefällig, zum Mitglied des Bürgerkasino vor. Paris und mein Frack und mein Hut sollen den Leuten nicht Angst machen. Ich werde schon wieder ein Konstanzer werden von außen, wie ich's immer von innen gewesen bin. Ich danke Euch sogar für den Wink, Meister Glaser. Vor lauter Geschäften hätt' ich gar nicht daran gedacht. Und ... seid Ihr jetzt zufrieden?"

„Grundmäßig, himmelhoch! Vivat, Meister Schwertberger!" antwortete Rennerle mit leichtestem Herzen. Indessen erklangen die Mittagsglocken, und sich bedankend und ein paar Dutzend derbe Händedrücke spendend, entfernte sich Rennerle, um nicht seine Suppe zu versäumen, um nicht sein Luwissele zu erzürnen.

„Es ist wahr," sprach Fridolin zum Stadtrath; „ich muß mich aus den fremden Federn herausschälen. Was in Frankreich sein mußte, ist hier vom Uebel. Die Meinung der Leute in diesem Betracht ist zu berücksichtigen. Daran hängt ihre Achtung, mein Kredit. Komm' ich mir doch beinahe selber wie ein Fremdling im Vaterlande vor. Das große Paris hat meinen Horizont weit gemacht. Hier fürchte ich in allen Gassen mit dem Kopf gegen die Wände zu rennen, so klein und käfigartig sieht mir die Stadt aus, ein Kleid, dem ich entwachsen. Aber ich will schon das Wohlbehagen in der kleinen Stadt wieder einfangen. Es kostet nur etwas Beharrlichkeit, dann wird die Lust am engen Kreise schon von selbst erwachen."

„Dazu hilft allerdings ein heiteres Haus vor Allem, worin man gern daheim," bemerkte Muselmann. „Sie sind in dem Punkt glücklich bedacht worden. Ihre Wohnung da hat, wie ich glaube, den ganzen Tag die Morgensonne. — Wollen Sie Ihr Haus denn abtreten, weil Sie dem Rennerle das seinige abspenstig machen?"

„Das ist eine lange Geschichte, Herr Rath, die ich Ihnen jedoch gern erzählen würde, müßte ich nicht befürchten, Sie ungebührlich lang von Ihrem Mittagessen abzuhalten."

„Lassen Sie sich das nicht anfechten," erwiederte Muselmann, der sich fest niedersetzte; „ich esse heute gar nicht. Die Aloys, meine Aelteste, ist nach Meersburg zu ihrer Tante auf Besuch gedampft; die Fränz, meine Jüngere, hat Medizin genommen, weil sie am Sonntag Zeit dazu hat. Der Ladendiener macht im Schlitten eine Partie nach Steckborn. In meiner Küche ist also

heute Vakanz. Wenn ich bis ein Uhr Hunger haben sollte, wie nicht unmöglich, werd' ich im Barbarossa speisen."

„Lieber machen Sie das Geschäft kürzer ab und essen mit uns," sagte Fridolin. „Sie, die beiden Mädeln, der Matthias und ich — das ist die ganze Gesellschaft, bis auf zwei Gesellen, die ich im Hause verköstige, und die beiden Lehrjungen. Sie werden Ihnen mit Geschwätz nicht lästig fallen. Ungefragt reden sie nie."

„Und ich frage fast niemals," entgegnete Muselmann. „So esse ich denn hier, und zwar besser, jedenfalls wohlfeiler als im Barbarossa. — Erzählen Sie, Herr Schwertberger."

„Nach Tische, Herr Rath, nach Tische. Was wollen Sie mir sagen? Etwas Geheimes, wie Sie errathen ließen?"

Herr Muselmann nahm plötzlich ein sehr pfiffiges Aussehen an, lächelte vielsagend und rückte an seinem Falschhaar, wie ihm stets geschah, wenn etwas Lustiges auf seiner Zunge lag. „I ja," sagte er; „das gehört zum ersten Kapitel."

„Zu welchem?"

„Zum Kapitel von Haus und Hof, Handwerk und Bürgerleben, zum Hierbleiben und zur Angewöhnung. — Wie hat's Ihr Großvater und Ihr Vater gemacht?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, lieber Herr."

„Sehen Sie, charmanter Fridolin, man kann die Natur nicht genugsam ergötzen, und in unserer Stadt weiß man das. Sobald ein junger, versorgter und Notabene lediger Mann hier einsteht, ist man gleich bedacht, ihn noch besser zu versorgen. Da hat mich gestern die

Räthin Quintlein unter dem Protégé eines Kaffees in ihr Haus gezügelt, und ich ging, theils unwissend wozu, theils Geschäfte halber an nichts denkend, hin. Aber von wem lediglich geredet wurde, von halb Drei bis halb Fünf, — das waren Sie, junger Freund. Die Räthin will Ihnen einen Schwung geben und Sie an die Frau bringen. Hm? Nun?"

„Ei was . . .! ich will nicht hoffen . . . Sie spaßen wohl?" fiel Fridolin, etwas verlegen werdend, ein.

„Nun, nun, Sie fürchten gleich das Schlimmste," begütigte Muselmann. „Sie sollen ja die Quintlein nicht heirathen und nicht einmal eine ihrer Töchter. Sie war freilich immerdar eine zahlreiche Familienmutter; aber einestheils sind ihre Töchter alle bereits gestorben, bis auf die Bille, die selber schon den sigmaringischen Förster hat; und anderntheils . . . anderntheils . . . nun, wie gesagt, die Quintlein in eigener Person bleibt Wittib. — Aber sie möchte gern vermitteln . . . wissen Sie, einleiten und vorbereiten . . . wie's die Weiber machen, und sie hat schon eine Liste von Jungfern, die gern möchten. Ich weiß auch deren vorzuschlagen und bessere, schmeichle ich mir, als die Räthin."

Ein leises Grauen beschlich den Zuhörer, der an des Stadtraths Töchter dachte, an die überjährige Aloys, an die sehr unschöne Fränz. „Ich heirathe nicht," sagte Fridolin ernsthaft, „bevor nicht meine Schwestern versorgt sind."

„Hm!" erwiederte Muselmann höchst bedenklich; „mit der Mex dürfte es noch lang währen, und jung gefreit, hat Niemand gereut. Das hab' ich meinen Mädeln schon

oft wiederholt, sie haben sich's aber nicht gemerkt und Allen, die seiner Zeit kamen anzuklopfen, so lange nicht aufgemacht, bis Matthäi am letzten gewesen. Nun, ich dank' es ihnen im Grund. Als ein zwanzigjähriger Wittwer kann ich mir wohl gefallen lassen, daß die Aloys meine Bücher und den Laden führt und die Fränz meinen Haushalt besorgt. Wie könnte ich sonst bei meinen zweideutigen Geschäften — da ich nämlich Kaufmann und schon seit fünfzehn Jahren ein beständig fortlaufender Waisenrichter bin — Allem vorstehen?"

„Lieber Bruder, das Essen wartet!" rief Mex durch die halbgeöffnete Thür und verschwand alsbald wieder.

„Um jedoch wieder auf die Kategorie zu kommen," hob Muselmann eilfertig an, „so weiß ich des Seifensieders Jüngste, und die Josepha von Feilenhauers, und Eine aus der Schweiz ... und etwa gar noch — ein feister Bissen — des Herrn Alexander Mimi, die nicht übel sich schickten ... denn am Ende: geheirathet und gestorben muß sein!"

„Ja, ja," lachte Fridolin, des Stadtraths Arm unter den seinigen nehmend; „aber Beides so spät als möglich, und reden Sie mir ja nicht von Herrn Alexander's Tochter. Ein Finanzrath und ein Schreinermeister ... 's ist ja zum Lachen."

Auf dem kurzen Weg zum Eßzimmer enthielt sich Fridolin nicht, plötzlich und zwar mit unsicherer Stimme zu fragen: „Wissen Sie nicht, wie's etwa mit der Kunigund Eberle aussieht? Erinnern Sie sich, die Tochter des Postoffizianten?"

„Ah, die schöne Kunigund? Mein Gott, seit Jahr

und Tag ist sie an den alten Obervogt Wedel verheirathet und wohnt zu Ueberlingen."

Manchmal sind dunkle Gänge und Winkel zu etwas nütze. Muselmann bemerkte nicht, wie eine üble Blässe Fridolin's gesund rothe Wange überzog. Beinahe zur selben Zeit öffnete der Stadtrath das ihm wohlbekannte Wohn- und Eßzimmer der Familie und führte sich bei den wartenden Schwestern als den Gast aus dem Stegreif ein. Somit blieb dem Hausherrn Zeit, sich ein wenig zusammen zu nehmen und seine Blässe räumte der Glut des voll aufströmenden Bluts das Feld.

„Wird uns eine Ehre sein," antwortete Mex dem Stadtrath, indem sie ihm einen Platz neben ihr anwies. „Sie sind schon zu unseres lieben Vaters Zeit ein willkommener Gast bei uns gewesen."

Die noch immerdar verstimmte Klara nickte etwas schnippisch. An der Wand waren nach altem Handwerksbrauch, steif und stumm, die Gesellen und Lehrlinge aufgestellt: der älteste der Gesellen ein Bayer und zwar ein Altbayer; der jüngere ein Schwabe und zwar ein Blitzschwabe, — der ältere der Lehrjungen ein Konstanzer, der jüngere ein Bregenzer. — Ihre Plätze am Tisch waren nach ihrem Rang bestimmt. Sie setzten sich nicht eher, als bis Fridolin den Hausherrnsessel eingenommen.

„Sie werden unterthänigst verzeihen," sprach Muselmann, zu seiner Nachbarin gewendet; „aber ich finde frappant, daß hier schon für mich gedeckt war, ehe ich noch überhaupt zu essen vorhatte."

„Bruder Matthias, der eingeladen war, ließ soeben sagen, daß er nicht kommen werde," antwortete Mex; „darum lassen Sie sich's an seinem Platze gefallen."

„Das thu' ich, das thu' ich!" entgegnete wieder der Stadtrath; und nachdem er die Suppe hastig verschluckt, setzte er hinzu: „Noch ein wenig, wenn ich gefälligst bitten darf. Ich bin von jeher ein Suppleant gewesen, nach schwäbischem Brauch und Schick." — Während Mex dem Schäker willfahrte, sagte er zu dem schweigenden Fridolin: „Ja, um wieder auf die Kategorie zu kommen: die Eberles haben ein großes Glück gemacht, indem sie den Obervogt zum Tochtermann annahmen. Sapperlot, ein Vermögen von gewiß fünfzigtausend Gulden, eine Pension von fünfzehnhundert; kein Anhängsel von Geschwistern oder gar noch von ledigen Kindern, wie zuweilen ein alter Junggesell mitschleppt; ein ziemlich alter, auch kränklicher Mann, der sich ein Dutzendmal im Jahr legt und dann kaum die Wegsteuer mehr hat, vier oder fünf Wochen lang! Die Kunigund hat's gut getroffen, aber Hitz' hat's gekostet. Die Jungfer wollte nicht und wollte nicht, bis endlich der alte Eberle sagte, er werde in's Wasser springen müssen, denn ihm sei's ferner unmöglich, die Familie zu speisen und zu kleiden. Dann ging's."

Fridolin trank schnell ein Glas Wein aus und murrte: „Die jüdischen Eltern! sie haben ihr bestes Kind verschachert und verrathen!"

Klara sagte spitzig: „I warum denn, Bruder? Es war ja eine vernünftige Heirath, wie Du selber sie liebst!"

Mex sagte nichts, aber sie richtete einen bedeutsamen Blick voll Theilnahme auf Fridolin's düsteres Antlitz. Sie wußte, wie es schien, um einen stillen Kummer seines Herzens.

Muselmann seinerseits plauderte unbefangen weiter: „Die Eltern hatten Recht, denn drei Söhne und eine erwachsene Tochter kosten viel und Eberles hatten nichts mehr. Das Mädel, da es folgte und sich darein ergab, hatte auch Recht. Der Vater hätte sich gewiß einen kläglichen Tod angethan, von dem die Schande auf die Familie transpirirt wäre. Und ich denke, daß sie schon genug Spott und Schmach um des Alten willen erlebt hat. Daß er die Postkasse angriff und ein Defizit beging, vergißt ihm kein Mensch und lebte er noch ein Jahr nach der Ewigkeit.“

„Ach, der Ruf eines Ehrenmannes ist freilich der beste Reichthum, den ein Vater den Seinigen hinterlassen mag!“ seufzte Mex und blickte dankbar zum Bildniß des verewigten Schwertberger empor. Es hing über dem Haupte des Sohns und Nachfolgers.

„Indessen,“ fuhr der Rath fort, „ist auch zu bestätigen, daß der Alte an seiner Scharte wetzte, was er konnte. Er hat auf unserer Kanzlei im Taglohn geschrieben und zugleich nächtlicherweise für die Advokaten kopirt. Hätte bald die Abzehrung zur Disposition gehabt vor lauter Schreiben, Geschäftel und Gebossel. Aber es wollte nicht beschießen, es wollte nicht batten. Jetzt gibt ihm der Obervogt eine genügsame Zulage und hat auch schon die Buben versorgt; den einen in der Polytechnik zu Karlsruhe, den andern im Schreibfach und den dritten läßt er in Salem bei des Markgrafen Hofgärtner lernen. Was will man mehr?“

„Freilich,“ bemerkte Fridolin ernst und bitter; „es ist Alles gut so. — Sie vergessen, zuzulangen, während Sie erzählen, Herr Rath.“

„Sehr im Gegentheil. Ich esse mit Fanatismus.“

„Unser Tisch ist klein und bürgerlich,“ meinte Mex; „halten Sie sich an das, was vor Ihnen steht. Besseres kommt nicht nach. Etwas von diesem?“ — Sie bot dem Gast die beliebte Schwabenspeise, eine Schüssel voll Knöpfle, an.

Er verschmähte aber: „Danke freundlichst. Ich esse keine Mehlspeise, Fische ausgenommen.“

Da wurde nun auf einmal der Bregenzer kitzblau im Gesicht und wenig fehlte, so wär' er vom Stuhle gefallen. Ihn würgte nicht nur ein in die unrechte Kehle gerathener Großbissen, sondern auch des verbotenen Lachens unwiderstehlicher Reiz. Der Konstanzer und der Blitzschwabe, Beide froh, ihrer eigenen Lachqual eine Ableitung zu geben, machten sich geräuschvoll mit dem Hustenden zu schaffen, klopften ihm den Rücken, die Flachhand, feierten eine minutenlange Posse, bei welcher die Schwestern mithalfen, vorgeblich des armen Lehrlings spottend, weil sie dem Gast nicht in's Gesicht lachen durften. Dieser Letztere rief nach frischer Butter und versicherte, eine Dosis derselben, vermischt mit einer starken Prise aus seiner Tabatière, würde dem Erstickenden die beste Hülfe leisten.

Die Furcht, die entsetzliche Arznei verschlucken zu müssen, endigte wahrscheinlich des Bregenzers Krampfpein. Er zog vor, hinauszulaufen, den Konstanzer in seinem Gefolge. So endete der kleine Zwischenauftritt, dem nur zwei Personen mit stummer Gleichgültigkeit zusahen: der Altbayer, der unter seiner Würde hielt, vor den Lehrbuben den Mund zum Lachen zu verziehen, und der Meister Fridolin, der Gott weiß wo mit seinen

Sinnen war und fast nichts hörte und vernahm von Allem, was sich vor seinen Augen begab.

Der Braten erschien, die ersehnte Sonntagslust der Gesellen. Zugleich wurde die Hausglocke gezogen. Klara sprang neugierig an's Fenster. Indem sie mit einem etwas unwilligen Ruck die Hausthür öffnete, sagte sie: „Der Herr Wapler. Was muß es denn geben, daß der dicke Herr uns beim Mittagessen heimsucht?"

„Ja, du lieber Gott!" bemerkte Muselmann mit der Eifersüchtelei, die den Kaufleuten der alten Zeit gegen das Fabrikwesen der neuern anklebt; „die Herren geniren sich nicht viel. Sind gewesen in Frankreich und in England, in Ungarn und in Wälschland, frühstücken um zwölf Uhr, essen in der Nacht zu Mittag; sind töbig im Hirn von dem vielen Dampf- und Webmaschinenlärm; meinen, der Herrgott sei nur für sie da. 's ist eben die verkehrte Welt. Zu meiner Zeit hätte man keine Christenseele bei Tisch überfallen dürfen. Morgens die Kirche, um Zehn bis Elf oder halb Zwölf die Visiten, hernach das Essen, Nachmittags der Spaziergang, Abends der Schoppen — das war einen Sonntag und alle Sonntage wie der Weck auf dem Laden. Aber heute . . . doch will ich schweigen, weil ich den guten Freund schon vor der Thüre schnaufen und scharren höre."

Mex öffnete dem Wohlbeleibten das Gemach. Er watschelte herein, grüßte Alle mit vergnügtem Angesicht und streckte sich in den äußerst soliden Lehnstuhl, der schon seit langer Zeit im Schwertberger'schen Hause für Seine Korpulenz angefertigt und bestimmt worden war.

„'s ist kalt," sprach er nach einiger Ruhe; „'s schneit ein klein wenig, scharf geht der Wind. Ich habe, glaub'

ich, ein Rothkehlchen gefangen. Meine arme Nase! meine guten Ohren! sie brennen mich martialisch. Wie geht's denn? Alles wohl auf und gesund, will ich hoffen? Desto besser; gratulire sehr. Noch nicht abgespeist? Thut mir leid, daß ich störte. Bei mir ist's schon vorbei. Ich habe von einer delikaten Rebhühnerpastete mit Trüffeln gegessen, auf die Gefahr hin, eine Indigestion zu fangen. Aber ... da ich jetzt gleich eine Reise antrete, wird's nicht viel auf sich haben. Die freie Luft ... ein wahrer Robertwitt liegt in der frischen Luft. Aber die Trüffeln waren saftig und aromatisch, wie sie mir noch nie vorgekommen. Eine ausgezeichnete Frucht, auf Ehre. Apropos, wissen Sie schon, daß man jetzt anfängt, sie zu pflanzen wie die Kartoffeln? Wird sehr begehrt werden, der Artikel. Meinen sie nicht, Herr Rath?"

Eine halbe Viertelstunde war vergangen, während diese Anrede aufmarschirte. — Muselmann schüttelte den Kopf mit kennermäßigem Zweifel. „Ich halt' es nicht mit Ihnen, Herr Wapler," sprach er; „zahme Trüffeln werden aus der Art schlagen, wie die Erdäpfel thun. Man sollte Trüffeln überhaupt nur als Wildpret genießen."

„Gesegnete Mahlzeit!" wünschten die Gesellen, die ihren Braten überwunden hatten, und begaben sich, säuberlich ihre Stühle beiseite stellend, aus der Stube. Wapler rückte näher, machte sich breiter, schaute auf die schwarzwälder Uhr, das alte Erbstück des Großvaters Schwertberger, verglich damit seine eigene flache Uhr von Genf, die sich wunderlich in seinen feisten Händen ausnahm, und sagte: „Noch ein halbes Stünd-

chen. Um zwei Uhr geht das Dampfschiff ab. Um Dreiviertel schießt das Dampfschiff. Machen Sie sich fertig, mein lieber Freund."

Fridolin, dem es galt, sah den Nachbar verwundert an. „Ich? warum? wozu? ich weiß nicht ..."

Worauf Wapler eben so verwundert: „Nun, sagt' ich Ihnen denn nicht ...? Mein Gott, ich habe schon so lang in einem Athem geredet ..."

Muselmann flüsterte der Mex zu: „He? nicht so? Um allen Verstand gegessen." — Alsdann der Klara: „Merkt Sie was, Klärel? Der Wapler hat einen Leibschaden unterm Hut."

Indessen hatte Fridolin betheuert, daß er durchaus nicht wisse, was der Freund seines Vaters gesagt haben wollte, und Wapler kam von seiner Meinung zurück.

„Nun," sagte er, „so ist's eben in Kurzem, daß in dem Badhause zu Ueberlingen eine sehr umfassende Schreinerarbeit zu übernehmen ist, die der Besitzer, weil dabei Solidität mit Zierlichkeit und neuestem Geschmack verbunden sein soll, keinem seiner Mitbürger von dort in Akkord geben will. Warum? Es sind gute Leute und mittelmäßige Professionisten. Der Badinhaber hat mich befragt, ich hab' ihm von Ihnen geredet. Sie finden Gelegenheit, sich außerordentlich auszuzeichnen und einen nicht unbeträchtlichen Gewinnst zu machen. Fahren Sie mit hinüber. Tummeln Sie sich. Plautz! da schießt's. Die höchste Zeit."

Fridolin war wieder glutroth geworden. Unschlüssig rückte er auf dem Stuhle. „Nach Ueberlingen?" fragte er langsam.

„Geschwinde, geschwinde!" drängte Wapler.

Mex faßte den Bruder wieder in's Auge und sprach sanft, aber mit Beziehung: „Geh' heute nicht, Fridele, geh' nicht. Das kalte Wetter auf dem See ... die Fahrt nach Ueberlingen möchte Dir nicht wohl bekommen. Ein andermal, Fridele, sollt' ich meinen." — Unwillkürlich faltete dabei das Mädchen ihre Hände.

Aber Wapler gab nicht Ruhe mit seinem ewigen: „Ehre und Denari!"

Auch Muselmann stimmte ein mit dem alten Spruch: „Wer nicht thut der Zeit ihr Recht, fährt mit den Geschäften schlecht."

Und Fridolin sagte, seinen Mantel nehmend: „Versteht sich, Herr Wapler, ich gehe mit."

Noch einmal zupfte im Scheiden Mex an des Bruders Gewand und sagte heimlich: „Aber wenigstens wirst Du vernünftig sein, liebes Fridele!"

Er entgegnete, gezwungen lächelnd: „Ich bin ja kein Kind mehr, liebe Mex. Ohne Sorgen; was denkst Du von mir?"

Gleich darauf war er fort mit dem Fabrikanten, und sie hatten zu eilen, um nur das Schiff vor dessen Abfahrt zu gewinnen.

Viertes Kapitel.

Das Jungfernkränzchen.

„Es ist doch recht schade, daß der Wapler uns den Fridolin subtrahirt hat," meinte Muselmann; „ich hatte mich eingerichtet, lang, lang bei Ihnen zu verweilen. Wissen Sie, meine Fränz ist heut in der Medizin und im Hause ist's folglich nicht gut sein."

„So geniren Sie sich nicht," sagte Mex; „trinken Sie mit uns den Kaffee. Ein paar Freundinnen der Klärel werden bald kommen. Sie erzählen Ihnen dann Neues."

„Was den Kaffee betrifft, liebe Mex, so ist mir's recht. Denn ich wäre in den Barbarossa gegangen, um meine Tasse zu trinken, und dann hätt' ich Brelan gespielt, was meine Leidenschaft ist, und hätte verloren, was meine Gewohnheit, und wäre den ganzen Tag mit Verdruß begriffen gewesen. Auf diese Weise aber ist's besser. Nur werd' ich den jungen Töchtern nicht viel Unterhaltung verschaffen können. Zu meiner Zeit freilich . . ."

„Dennoch bitte ich Sie recht schön, zu verweilen," unterbrach ihn Mex mit gedämpfter Stimme. „Die

Klärel hat wieder — weiß Gott warum — Ratten und Käfer im Kopf, und die Mädeln, die kommen, sind zum Theil ungeberdig. Ich ließe sie alle gern ein halb Stündel unter Ihrer Aufsicht, Herr Rath, damit sie nicht tolles Zeug anheben, worüber die Nachbarschaft gleich spektakulirt. Sie sind bei den Mädeln im Respekt, Herr Rath. Halten Sie ein bischen Wacht, weil ich nothwendig auf ein paar Minuten zu der Mattenbrunnerin hinüber muß. Die arme Person liegt seit dem unglücklichen Tag krank und es schickt sich für mich, nach ihr zu sehen."

„Sie sind ein braves Christengemüth, Jungfer Mex," antwortete eben so leise der Stadtrath. — Klärel saß am Fenster, hatte ein Buch in der Hand, worin sie nicht las, und spekulirte dafür um so eifriger durch die hellen Scheiben auf die Straße, wo Schlitten und Fußgänger genug zu schauen. — „Wollte Gott, der Matthias gliche Ihnen der Seele nach! Aber Fridolin hat zu viel Vertrauen ... der Glaube wird ihm in die Hand gegeben werden müssen ..."

Mex seufzte: „Ich fürchte das auch, Herr Rath. Sehen Sie, schon heute fängt er's wieder an, wo er's gelassen. Muß ein bischen Geld irgendwo erwischt haben ... läßt uns und seine Familie im Stich, die gar nicht weiß, wo er herumschlaudert. 's ist ein Elend! Mich dauern nur sein Weib und seine Kinder!"

„Wohl gesprochen," bestätigte der Rath; „sind überhaupt die Zeiten auch für den ehrlichen und fleißigen Hausvater so schwer, daß man's nicht genug sagen kann. Wahrlich, wer heutzutage seine Familie lieb hat, muß wünschen, gar keine Familie zu haben."

„Ah! da kommen schon welche!“ schrie Klara auf, grüßte mit Kopf und Hand auf die Straße, zog die Hausthür auf und lief, was sie konnte, den Vortrab der Freundinnen zu empfangen. Das alsogleich beginnende lebhafte Geplauder auf den Treppen verkündigte die Ankunft des geschwätzigen Kleeblatts: der Töchter des Nachbars Seifensieder. Nanette, die älteste, war eine vollendete Frau Base, wenn schon nur eine zwanzigjährige. Was ihr indessen noch etwa abging, das leistete ihre Schwester Therese vollkommen, und des Nesthäckchens, der fünfzehnjährigen Bertha loser und niedlicher Schnabel ruhte nimmer. — Die unhöflichen Schwaben haben ein Sprüchwort, das heißt: „Zwei Weiber und eine Gans geben einen Markt.“ — Im Nu war in der Stube kein vernünftig Wort mehr zu verstehen. Der kecke Fink, das Kanarihähnchen mit seinem Schmettergeschrei, sie schwiegen beschämt, pfausten ihre Federn auf und horchen mit verdrießlichem Trotz den Siegerinnen zu, versteckten endlich gar, des Lärms müde, den Kopf unterm Flügel.

Mex ging, ihre Visite abzuthun; Muselmann schläfelte ein bischen, eingelullt von dem Mädchengeplauder. Die Jungfern gaben weder auf die Fortgehende, noch auf den Schlummernden Achtung. Sie hatten so viel zu erzählen, vor Allem von den Wundern, die von der Fastnacht zum besten gegeben werden sollten. Klara, die leider für dieses Jahr von Ball und Spiel ausgeschlossen, hörte mit doppelter Begierde, was ihre Kamerädinnen ihr davon zu hinterbringen wußten. Wie vielmal da oder dort getanzt werden würde, wie schön der neue Saal im badischen Hof sich ausnehmen dürfte, welche

Maskenscherze vorbereitet worden, kam in Ordnung nach der Reihe vor. Dem sogenannten adeligen Museum — den hübschen Bürgerkindern ein verschlossenes Paradies — wurden mißliebige Seitenblicke gespendet. Nanette sagte: „Sie sollen nur tanzen und fades Zeug machen und sich den Magen überladen mit schlechtem Thee. Ich gönne es ihnen wohl. Mir ist nicht zu thun um die hochgeborenen Damen und die Frau Assessorin, die wie ein Pfau stolzirt und weiß nicht, wo aus und an. Mich ärgert nur, daß die jungen Herren alle dort sein müssen, weil eben ihre Vorgesetzten vom Hofgericht, vom Amt und so weiter es haben wollen. Mein Gott, die Herren A. und B. und C. wären gar nicht so hoffärtig. Sie machten sich lieber auf unserem Ball lustig, das mögen die Frauen und Fräulein ‚Von' und die Zieräffeln der Beamten mir nur keck auf's Wort glauben. Was meinst Du, Klärel?"

„Ich meine gar nichts," antwortete diese sehr kläglich; „mir kann's gleich sein. 's gibt für mich keine Fastnacht mehr."

„Ach, Du armes Schäfel!" spotteten die Freundinnen, und Bertha fügte sogar hinzu: „Mir thut's nur um den Fridolin leid. Ich hätte so gern, so gern mit ihm meinen ersten Tanz gethan!"

Die offenherzige Novize war seit ein paar Tagen zum Sterben in den angenehmen Fridolin verliebt und dachte, wie schon Muselmann seiner Zeit angedeutet, ernstlich daran, ihren geheimen Liebling recht bald zu heirathen.

„Willst Du still sein?" zürnte ihr Therese heftig zu. Sie selber hatte ihr Auge auf Fridolin geworfen

und Bertha wußte das, und darum rümpfte sie verächtlich das Näschen und lachte höhnisch der Hofmeisterin in's Gesicht, ohne ihr eine Sylbe zu erwiedern. Aber zu Klara und Nanette, welche Letztere, als schon mit einem Verlobten versehen, neutral blieb, wiederholte der kleine Kobold: „Wie gern hätte ich mit dem Fridolin getanzt und die Galoppade, sagte der Herr von Sternnickl, kann in der ganzen Stadt kein Mensch so perfekt wie ich.“

Der Herr von Sternnickl war ein Mitglied der Schauspielergesellschaft, die im laufenden Winter auf dem Theater des Lauber'schen Saales das Publikum der alten Stadt am See ergötzte. Der vorzüglichste Mann der Truppe, von Adel, wie der Komödienzettel dreimal in der Woche bezeugte; der erste Liebhaber und Held; in der Oper der Allerweltskünstler; im Privatleben Lehrer der Tanzkunst und der französischen Sprache und aus diesem Grunde der Millionär seiner Genossen; überhaupt ein charmant gebauter, rüstiger Adonis, obschon ein wenig fett und daher der Günstling des schönen Geschlechts; im Besitz feiner Hemden, einiger Busennadeln und Ringe und eines halben Dutzends echt ostindischer Seidenschnupftücher; kurz, eine wohlbegründete, solide Künstlerexistenz, alle Erwartung erfüllend, fernere Hoffnungen erregend, größere Triumphe versprechend. Er regierte von der Bühne die Herzen, mit der Geige in der Hand die Füße der bürgerlichen Mädchenwelt so unumschränkt, daß die lieben Kinder, die so gern Alles belachen und bespötteln, was ein bischen auffällt, gar nicht merkten, wie unbarmherzig der Künstler seine Muttersprache mißhandelte, wenn er in Pathos gerieth

und auf der Szene etwa ausrief: „Hibb'mel und Hödd'le! die Buddh'leridn sterrbe vod'n meid'ner Had'nd!"

Kaum hatte Bertha ihres Tanzprofessors erwähnt, als eine der Jungfern am Fenster schrie, in die Hände klatschend: „Die Dorothee Hornig und die Steinhart! Nun werden wir Spaß haben, nun wird's losgehen!"

Klara warf den Mund geringschätzig hoch auf und sagte nur: „Das Mondscheingesicht!" Sie rührte sich nicht von ihrem Sessel. Hätte nicht Bertha die Thür aufgezogen, die beiden Kränzchengäste hätten in Ewigkeit klopfen, läuten, rufen mögen.

Wie doch Alles in der Schöpfung nebeneinander seinen Platz findet! Zwei Naturen, einander so unähnlich wie der weite Ozean dem Felsgipfel des Hochgebirgs, begegnen sich in einem Raum von wenigen Quadratzollen und bleiben selbstständig und fallen sich nicht feindlich an. So Hornig's Dorothea, so die Jungfer Steinhart, die friedlich Arm in Arm in's Kränzchen einzogen, und waren doch wie Tag und Nacht, wie Feuer und Wasser. Dorothea, ein zartes, mittelgroßes Figürchen, wie aus Wachs gebildet, mit großen dunklen Augen voll Schwärmerei und empfindelnder Koketterie; die Steinhart, ein überrobustes Mädchen, hochgefärbt, tüchtig von Händen und Füßen, adlermäßig von Nase, goldstrahlenden Haars sich erfreuend, daneben blauäugig und scharfen Blicks. Eine breite Gutmüthigkeit lächelte um ihren ansehnlichen Mund. Während die Hornig gravitätisch schwebte, stampfte die Steinhart wacker die Erde. Während die Hornig mit dem bedächtigen Ton einer Sibylle bedeutsame Dinge redete, sprach die Steinhart

derb und rauh und was ihr vor den Schnabel kam. Dafür war sie auch, eines wohlbemittelten Schiffers Tochter, gerade nur für die Mühseligkeiten des Hauswesens erzogen und sogar Theilnehmerin an den Geschäften ihres Vaters und ihrer Brüder, war auf dem See daheim wie jene, führte das Ruder wie sie, zog das Netz geschickt wie sie. Dorothea stand hingegen wie die Lilie des Feldes, die nicht spinnt, die nicht säet. Sie las Romane, so viel deren zu haben, sie handhabte den leichten Pinsel, die Feder, die Nähnadel ... damit gut. Nicht Alle können wir Alles. — Eben deßwegen liebte Klara die Dorothea wenig. Die Letztere verstand die Kunst, Männerherzen zu erobern, aus dem Grunde und hatte schon manchmal dem empfindsamen Klärel herben Verdruß bereitet, der ihre Eitelkeit ganz im Verborgenen, aber um so giftiger benagte.

Klara, wie ihr Charakter es bedingte, bedauerte schnell das mißliebige Wort, das ihr entschlüpft war, und flog der Mondscheinfee mit süßen Lippen entgegen. Die Steinhart schritt, während sich die beiden Nebenbuhlerinnen im Männerherzenfang halb zu Tode schmeichelredeten, ohne Weiteres auf den schlummernden Muselmann zu, trat ihm, ohne Vorbedacht, auf die mehr oder minder gichtstoffhaltige Zehe, schüttelte ihm die Hand aus dem Gelenk und donnerte ihn mit einem grellen: „Guten Tag, Herr Vetter!“ aus leichtem Schlaf zum Bewußtsein der Schmerzen auf.

„Na, na, potz Giulay!“ rief der Aufgeschreckte. „Hans! Hans! was stellt Er denn mit meinen Füßen an? Meint Er denn, ich habe Schaluppen über meine Stiefel gezogen? Und meine Vorderfinger ...! laß Er mich doch los!“

„Der Herr Vetter ist auch gar zu wehleidig,“ entgegnete die Steinhart; „man darf ihn nicht anrühren. Der Vater ist doch auch schon recht alt; aber seine Knochen und des Vetters seine . . . das ist ein großer Unterschied. Warum aber schlaft der Herr Vetter und der Kaffee wird justament hereingebracht? Ein Kuchen dabei, wie der Exerzierplatz so groß! Grüß Gott die ganze Kompagnie! Eingeschenkt, Klärel! Wo steckt die Mex?“

Dorothea drapirte sich sehr interessant auf ihrem Sessel in des Raths nächster Nachbarschaft und fragte äußerst hochdeutsch: „Wie befinden Sie sich nach Ihrem Verdauungsschläfchen, Herr Rath? Wissen Sie nichts Neues?“

„Aus den Zeitungen, Mamsell?“

„Was Sie wollen. Die Politik interessirt mich ungemein.“

„Die unausstehliche Gans!“ murmelte Klara in sich hinein und schenkte mit Geräusch die Tassen voll. Die Steinhart zerschnitt den Kuchen so begierig, als sollte schnell einer Hungersnoth abgeholfen werden. Die Töchter des Seifensieders plünderten die Zuckerdose. Dorothea ließ sich von dem Stadtrath, den etwas Galanterie anflog wie eines langvergessenen Traums Erinnerung, prinzessinmäßig bedienen. Daneben antwortete ihr Muselmann: „Hm! von Politik ist mir nicht viel bewußt, als daß im letzten Aequinoktium viele Schiffe ertrunken sind . . .“

„Um Gottes willen!“ bat Dorothea mit affektirtem Schrecken, „das sind Neuigkeiten, die Steinhart's Johanna interessiren mögen. Ich zittere und bebe am ganzen

Leibe, wenn ich mir ein im weiten Meer von Stürmen umhergeworfenes Fahrzeug denke ...! und dann" — setzte sie leiser hinzu — „lieber Herr Rath, sprechen Sie doch nicht in diesem Hause vom Ertrinken. Vergessen Sie nicht die verhängnißvolle Neujahrsnacht. Sie möchten sonst kaum verharschte Wunden wieder grausam aufreißen!"

„Ganz recht," versetzte Muselmann sehr gutmüthig; „im Hause des Gehenkten soll man nicht vom Strick reden."

Zum Glück ging diese Bemerkung im Empfangssturm neuer Gäste unter. Bischofs Katharine, Blumeneder's Amalie und Dotterweich's Anna, dann Feilenhauers Josepha kamen zumal, und die Gesellschaft war vollzählig. Ach, es war nicht ein Kreis von Huldinnen, die nur dergleichen thun, als wüßten sie von Essen und Trinken. Sie nippten nicht mit Bienenzungen aus dem Kelche, die Kränzelgäste; sie benagten nicht mit Zaubermäuschens Perlenzahn das süße Brod, — die Verwüstung ging massenhaft vor sich; in Strömen floß der braune Trank; neue Zufuhr wurde aufgeboten. Die Löffel klapperten, die Mäulchen plapperten. Dorothea langte auf gut irdisch zu, wie die Anderen, sprach aber nicht in das Getümmel vergebliche Worte der Abmahnung, obschon die Tochter des Milizkommandanten Dotterweich die schreckliche Geschichte eines am jüngstverwichenen Sonnabend vom Gerüst gestürzten Maurergesellen erzählte und damit tausend Fragen und Einwürfe der Zuhörerinnen in's Leben rief. — Der arme Teufel, der Gesell, war freilich um's Leben gekommen. Wie es dabei zugegangen, wurde lebhaft und mit heftigem

Widerspruch erörtert. Bald sollte ein neidischer Gesell den Unglücklichen hinabgestürzt haben, bald sollte der Mensch betrunken gewesen sein. Steinhart's Hans behauptete steif und fest, der Bursche habe sich wegen eines Mädels das Leid angethan, und das Mädel sei des Messerschmieds Albert Magd, von Föhrenbach auf dem Schwarzwald gebürtig, und sie habe sich einem Gränzaufseher zugewendet und somit den Maurer zur Desperation gebracht.

Sie stritten etwa noch, die halsstarrigen Gemüther, wenn nicht Muselmann die Hand über die Milchkannen ausgestreckt und sich entscheidend ausgesprochen hätte. „Ihr seid alle," sagte er, — „meine lieben Kindsköpfe, — ihr seid alle mit Irrthum stark begriffen und wißt das echte Surrogat von der Sache nicht. Die Verhaltung derselben ist anspruchslos diese: der Kerl hat sich aus dem Grunde zu Tod gefallen, weil er das Uebergewicht verloren hat. Das geschieht alle Tage, und ist uns auf dem Rathhaus schon vielmals passirt, nämlich angezeigt worden."

Dorothea hätte gern merken lassen, wie sehr lächerlich des Stadtraths Sprüche ihr vorkamen, allein die übrigen Mädchen waren schon dergestalt an Muselmann's Manier gewöhnt, daß sie kaum mehr deßhalb den Mund verzogen. Daher begnügte sich Dorothea, zu sagen: „Ich bitte mir jetzt ein anderes Gespräch aus. Ernst und Scherz — Alles zu seiner Zeit. Reden wir von lustigen Dingen in dem lustigen Fastnachtmond."

Da kamen sie alle wieder auf Ball und Tanz zurück; auf die projektirte Maskenlustbarkeit, auf die gespreizten Reunionen im großen Museum, auf das unge-

zwungenere Bürgervergnügen, auf die sehr freisinnigen Allerweltsmaskeraden im Hecht, im Lauber'schen Saal. Dorothea, die, eines Beamten Tochter, im adeligen Verein ihren Zutritt hatte, vertheidigte die steiferen Formen jener Belustigungen. Klara hielt entschieden Widerpart an der Spitze der zahlreichsten Partei. Die Steinhart blieb neutral, sie tanzte nicht.

„Sind Sie nicht meiner Meinung?“ fragte Dorothea etwas hohnneckend den guten Stadtrath.

Dieser aber erwiederte phlegmatisch: „Ich habe da keine Meinung. Für mich ist Spiel und Tanz vorbei. Nur weiß ich, daß nächstens die Frau von Muggensturm einen Ball pari geben wird, und zwar auf ihrem Landsitz nächst dem Arenenberg.“

„O! woran erinnern Sie mich?“ seufzte Dorothea, mit dem Schnupftuchzipfel nach den Augen fahrend: „der Arenenberg! O, welch' ein Schauplatz gefallener Größe!“

„Ja, das Schloß verfällt zusehends,“ meinte Muselmann und schnupfte ruhig seine Prise.

„Das Schloß!“ zürnte Dorothea; „was kümmert mich das Schloß! Es zerfalle immerhin, da seine königliche Gebieterin in der Gruft modert, da ihr auf den Stufen des kaiserlichen Throns geborener Sohn und Erbe in der Schmach des Exils verkümmert!“

„Der Prinz Louis war ein nettes Mannsbild,“ sagte die Steinhart; „noch besser gefiel mir der Lange, der Blonde, der immer bei ihm und um ihn war. Ich habe sie ein paarmal in unserem Schiff auf's Käntle führen müssen. Haben gut bezahlt, aber man durfte sich nicht mit ihnen näher einlassen. Leichtfertige Reden

und Gesichter und vorwitzige Hände! Aber ich, zum Beispiel, ich fürchte mich nicht."

Das Fräulein vom See machte eine energische Geberde, die vollkommen erklärte, was ihr Mund angedeutet. Dorothea antwortete mit einer im gemessenen Trauerton vorgetragenen Elegie auf das verödete Schloß der Napoleoniden.

Während dessen — die übrigen Zuhörerinnen gähnten oder kicherten — standen Nanette und Klara im Eckfenster, und die erste sagte zur letztern: „Ich darf Dir auf mein Wort versichern, daß Alles buchstäblich wahr ist. Mein Leopold hat gesehen und gehört, was ich Dir sage. Der leichte Vogel frißt aus allen Händen. Jetzt ist es auf einmal die flachshaarige Adele, des Försters hochnasige Mamsell, und dann die Frau von Heimchen in Petershausen. Dort verbringt er alle Abende, wenn er nicht bei der Engländerin auf dem Thurn'schen Gut sitzt. Die Engländerin wohnt nicht umsonst zur Winterszeit draußen einsam und verborgen. 's ist ein raffinirtes Weibsbild, und der Elias — verzeih mir's Gott — ein schwacher, verlogener Tropf. Nimm Dich in Acht, Klärel."

Klara schüttelte zwar zu dem, was sie hörte, ganz verwundert und mißbilligend den Kopf, erwiederte aber mit holdseligstem Lächeln: „Hab' nicht Sorg', Nanette. Es ist mir nie so stark Ernst gewesen, wie Du glaubst. Der vornehme Herr, der Elias, möchte sich wohl einen Spaß mit einem schlichten Bürgermädchen erlauben; ich denke mir das schon von selber. Aber wir sind auch nicht auf den Kopf gefallen. Gott sei Dank!"

„Wie sind wir nur von der Frau von Muggensturm

auf die selige Königin Hortensia gekommen?" fragte der Stadtrath mittlerweile. „Ich stelle das Ansinnen, wieder auf den Bestand der Sache einzutreten."

„Ja! ja! der Herr Rath spricht gescheidt!" pflichtete die tanzlustige Bertha bei; „was ist denn ein Ball pari?"

„Paré, meine Liebe!" verbesserte Dorothea, während Muselmann erklärte: „Ein Ball pari, Sie kleines Quackele *), ist ein Ball, wo man sich kennt, und ein Unterschied von dem Maschkwé, wo man sich nicht kennt."

„Warum kennt man sich denn nicht auf dem Maschké?" fragte Steinhart's Hans.

„Drum hat man dort das Visir vor dem Gesicht," sagte die Anna Dotterweich, „und tanzt nach der türkischen Musik und nur Galopp."

„Paperlapapp!" erinnerte Muselmann: „Mutje Walzer, Mutje Galopp.

„Herr im Himmel! welch ein Gewäsch'!" lispelte Doroethea in ihren Arbeitsbeutel hinein.

„Ich bin recht froh, Klärel," fuhr Nanette im Winkel fort; „Dich so herzhaft gefaßt zu sehen. Mich würde der Zorn schwindsüchtig machen. Der einfältige Elias! Der Engländerin, die wenigstens vierzig Jahre hat, den Hof zu schneiden!"

„Ich wünsche guten Appetit," spottete Klara; „und wenn er erst inne wird, daß die Frau von Heimchen falsche Zähne, falsche Haare und weiß Gott was noch Falsches an sich hat ...? Ha, ha, ha, ha!"

„Und die Adele, die so einhüftig ist, daß ihr kein Korset zu Dank gemacht werden kann!" lachte ihrer-

*) Winziges Mädchen.

seits Nanette, „dabei Liebhaber, so viel als Tage im Jahr!"

„Natürlich führen ihn die Weiber alle an."

„Natürlich, keine meint's gut mit ihm."

„Er verdient's auch nicht besser, der fade Mensch."

„Wer Alles haben will, behält am Ende nichts."

„Nun, — mich hätte er doch niemals bekommen."

„Aha ... Dein Bruder? ich merke etwas."

„Nein, nein, das ist's nicht, Nanette ..."

„Doch, doch. Seit der Fridolin da ist, bleibt der Elias aus eurem Hause. Das ist schon der Frau Quintlein aufgefallen."

„Was geht mich die Madame an? Nicht doch, ich selber hätt' ihn nie gemocht, den eitlen Gecken. Ich kannte seine Witze schon auswendig, und was von den Handlungsdienern zu halten, das weiß man, gottlob. Zudem tanz' ich diesen Winter nicht, und brauche den süßen Herrn nicht, der in unseren Tanzgesellschaften Wind macht, als wäre er ein Fürst, und im adeligen Museum sich unser schämte und leugnete, bei uns gewesen zu sein."

„So, so? der falsche Christ!"

„So sind aber alle Mannsbilder, Nanette!"

„Meinen Leopold nehm' ich aus."

„Du guter Hammel! Es werden Dir schon die Augen aufgehen. — Was reden aber die Anderen immer von der Muggensturm? Laß uns zuhören."

„Und ich sage," erhob Muselmann eben die Stimme, „daß die Frau von Muggensturm noch immer eine der besten Tänzerinnen in der Stadt ist. Sappermost! ich erinnere mich — es war das erste Geburtsjahr des

Museums — der Bürgermeister schleppte mich hin . . . sie hatten just eine Surry tassà . . ."

„Soirée dansante!" seufzte Dorothea, auf der Folter, vor sich hin.

„Es war zu Ehren Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs und unserer durchlauchtigsten Landesgemahlin — sie tranken viel und tanzten fortlaufend. Nun, — ich kann nicht helfen; die Muggensturm war an dem Abend Trumpf. Sie tanzte aber auch beständig ventre-à-terre . . ."

Ein allgemeines Gelächter unterbrach den guten Stadtrath, der betroffen im Kreise umschaute, den Grund der plötzlichen Lustbarkeit zu errathen. Das Lachen wurde indessen ebenfalls gestört, indem ein kecker Finger vernehmlich an die Thüre klopfte. — Augenblicklich waren die Mädchen still und drehten scheu die Köpfe nach dem Eingang.

„Wer hat die Hausthür offen gelassen?" fragte Klara erschreckt; „wer mag klopfen?"

Noch einmal und dringlicher pochte man draußen. Die Mädchen hielten den Athem an. — „Nun, was ist denn? wird doch nicht der Menschenfresser vor der Thür stehen?" begann der Stadtrath brummig; „herein, herein in Gottes Namen!"

Die Thür öffnete sich bescheidener, als das Klopfen hatte erwarten lassen, und die Schüchternheit des Kränzchens stieg um mehrere Grade. Doch war es ein recht hübscher, ansehnlicher Herr, der mit höflichen Manieren und anständiger Zuversicht in die Stube einschritt.

Die blöden Kinder saßen und standen versteinert, als käme der wilde Mann im Bärenpelz mit der Keule an

oder wenigstens der blutbefleckte Räuber Moor, den vor ein paar Tagen der Herr von Sternnickl von der Bühne „gedodd'nert“ hatte. Der Stadtrath, genöthigt, die Ehre des Hauses wahrzunehmen, erhob sich und fragte geschmeidig nach dem Begehren des Fremden.

„Ich höre, daß in diesem Hause eine Wohnung zu vermiethen,“ antwortete der Befragte; „einer solchen benöthigt, wünschte ich, dieselbe anzusehen und zu hören, ob ich den Hausbesitzern als ihr Genosse konveniren dürfte.“

„Nun, Klärel, das ist jetzt Ihre Sache,“ äußerte Muselmann, sich ruhig niedersetzend.

„Ich werde Ihnen das Logis zeigen,“ entgegnete Klara und nahm mit unsicherer Hand einen Schlüssel von der Wand. „Wenn Sie so gefällig wären, mir zu folgen ...“

„Mit Vergnügen,“ sprach der Fremde, der sich ein bischen mit Dorothea's steif auf ihn gerichteten Augen unterhalten hatte.

Klara, die es bemerkt, machte eine unmuthige Schwenkung an der Thüre. „Wollen Sie voran spazieren?“ fragte sie trocken.

„Ich bin da, um Ihnen zu folgen,“ sagte der Höfliche. Auf der Schwelle warf Klara noch einen finstern Blick in's Zimmer. Dorothea guckte, ohne eine Wimper zu zucken, wie verklärt, den Fremden an, und dieser machte nur ihr im zahlreichen Kreise ein Kompliment. Dann verschwanden Klara und er im Dunkel der Hausflur.

Es versteht sich von selbst, daß kaum der Fremde draußen war, als schon die versteinerten Jungfern wieder lebendig wurden und mit kriegerischen Zungen für und wider ihn zu Felde zogen. „Ein herrlicher Mann, ein

schöner Mann!“ sagte Dorothea schwärmerisch verzückt; „eine griechische Stirne, die Nase so edel geformt, der Bart so bildlich!“

Anna Dotterweich, die von ihrem Vater den militärischen Geist geerbt, meinte, daß Niemand zu einem Regimentstambour berufener sei, als eben der schöne, lange, fremde Herr.

Nanette verhöhnte die Begeisterten: „Er ist mir zu mager,“ urtheilte sie. — Ihr Leopold wog dritthalb Centner.

Bertha hingegen jubelte: „Er wird doch die Bälle besuchen? Ach, mit ihm, an seiner weißen Hand, tanzte ich so gern!“

Therese schnurrte ein verächtliches: „Vorwitz und kein Ende! Was versteht das naseweise Mädel?“

Und auch Steinhart's Hans lachte voll Spott: „Weiße Hände! Ach, sieh' doch! ein Mann mit blühweißen Händen, das kann ich nicht ausstehen. Der Herr da, wenn er ein Mann ist, gehört hinter's Spinnrad. Weiße Hände! pfui!“

Blumeneder's Amalie hatte den Herrn schon vor ein paar Tagen auf der Straße bemerkt. „Sein Gang sei so ausländisch und gefalle ihr nicht,“ behauptete sie.

Die Josephe des Feilenhauers hielt ihn für einen Reisenden in Senf und Salatöl. Bischof's Katharine, die ihm am gestrigen Tage in ihres Vaters Weinwirthschaft einen Schoppen vom besten Meersburger hatte vorsetzen müssen, gab ihn für einen Edelmann aus Preußen aus. Auf seinem Siegelring stehe ein Wappen mit vielen Hörnern, sagte sie, und er habe ein holländisches Zehnguldenstück wechseln lassen, um seinen Wein zu bezahlen.

Dorothea lächelte schnöde zu all' diesen Vermuthungen

und errieth in dem Unbekannten einen Geigenheros, oder einen Raphael von Düsseldorf, oder gar einen wandernden Poeten, der auf seiner Weltschau begriffen und sechs Louisd'or per Bogen unter Brüdern werth.

Aber Muselmann, der weise Stadtrath, schüttelte verneinend das Haupt und begegnete den Mädchenblicken, die ihn sehnsüchtig zu befragen schienen, mit den Worten: „Unter euch Allen, die ihr Unrecht habt, hat Bischof's Katharine allein Recht, oder vielmehr, sie hat nicht Recht, aber doch zum Theil. — Der fremde Herr befindet sich schon seit acht Tagen allhier, logirt im kohlschwarzen Adler und hat auf der Polizei eine Aufenthaltskarte per ein Jahr genommen. Er ist ein Edelmann, aber kein Preuße, auch kein Franzos und Engelländer, sondern da hinten hervor . . . wißt ihr? . . . zwischen Kroatien und Siebenbürgen . . . der Kolleg Hagelmann, der alle Jahre in Pelzen dorthin reist, kennt sein vaterländisches Klima ganz wohl . . ."

„Ein reicher Mann, der von seinen Renten lebt?" fragten Dorothea und Bertha begierig.

„Pst! pst!" entgegnete Muselmann hochwichtig; „Geld wie Sterne am Himmel! Und was Geheimes ist er . . so eine Art von Spion . . . man sagt, ein russischer . . . oder türkischer . . . wiewohl ich das Letztere nicht glaube, da er Wein trinkt und ich ihn selbst schon St. Galler Schübling *) essen sah."

„Spion oder nicht, was geht uns das an? Aber, wie heißt er? wie? geschwind!" fragten Alle, die Günstigen und Mißgünstigen.

---

*) Wurstgattung.

„Ja, der Name! potz tausend . . . wie er heißt?“ rief Muselmann und zermarterte sich das Gedächtniß; „der Mann sitzt mir auf der Zunge . . . und doch kann ich ihn nicht von mir geben . . . na, na, wartet nur . . . drum hört man den Namen nicht alle Tage . . . jetzt kommt mir's nach und nach . . . er hat etwas von einem Vieh an sich . . .“

„Gott bewahre uns in Gnaden!“ schrie die Steinhart. Bertha lachte hell auf. Dorothea schmollte ungeduldig. „Nicht der Mann, aber der Name,“ ergänzte Muselmann; „aber . . . wer darauf käme, Sapperlott! . . . ich habe den Kerl schon ein paarmal in einer wilden Thiermenagerie gesehen . . .“

„Den fremden Herrn?“

„Pah, pah, nicht doch. Das Vieh, meine ich, von dem er etwas hat; einen Affen . . . der im Verdacht steht, ein Mensch zu sein . . . aber ein Mensch mit einer berlinerblauen Nase . . .“

„Ein Pavian?“

„Richtig; und jetzt haben wir's auch salvo errore! Pavianowitsch heißt der fremde Kavalier.“

„Pavianowitsch!“ — Alle verstummten wieder vor Erstaunen. Dorothea's Blut wurde vor dem unseligen Namen zu Eis.

Klara's Wiedererscheinen brachte indessen das Rosenblut wieder in Fluß. Klara's Augen leuchteten, ihr Gang war schwebend, eine Springfeder unter einer jeglichen ihrer Sohlen. Ihr Lächeln verkündigte Triumph. Ihr Hals blähte sich so zufrieden, ihre Stimme klang so erhaben und süß zugleich. — Dorothea begriff, daß hier etwas für ihre Nebenbuhlerin ungemein Günstiges vorgefallen sein mußte. Die Eroberung streitig zu machen,

beschloß sie im Augenblick. Darum prickelte es in ihren Adern, als würden sie von feurigen Perlen durchrieselt.

Allerdings sah Klara stolz auf die stille Feindin herab. Pavianowitsch hatte ihr die Hand geküßt — die erste Huldigung dieser Art, die dem einfachen Bürgermädchen geworden — er hatte ihre Reize bewundernd gerühmt — sich in ihren Schutz begeben — sie flehentlich gebeten, bei dem Bruder, dem in der häuslichen Angelegenheit zu entscheiden zustand, ein günstig Wort für ihn einzulegen — hatte ihr geschworen, er müsse sterben, vergehen, sich selbst vernichten, wenn sein Wunsch nicht in Erfüllung gehen sollte. — Klara war um ein paar Zoll größer geworden; sie verabschiedete sogar und zwar bald mit einem königlich trockenen „Adieu“ die verdüsterte Dorothea, die ihrerseits eben so gern mit dem Schritt einer Medea das Haus der falschen Freundin verließ. Bald nach ihrem Fortgehen trennte sich die ganze Gesellschaft. Der Verlobte, die strenge Mutter, die Komödie, die Küche forderten, je nachdem, ihr Recht an den Kranzjungfrauen.

Der Stadtrath setzte sich mit der heimgekehrten Mex und der so ziemlich genesenen Jungfer Mattenbrunner, die, um sich zu zerstreuen, die Mex begleitet hatte, zu einem harmlosen Kartenspiel nieder. Klara, gegen ihre Gewohnheit, ging, ohne zu Nacht zu essen, schnell zu Bett und fiel in beseligende Träume. Ihr letzter Blick hatte dem Fleckchen auf ihrer Hand gegolten, worauf der galante Pavianowitsch seine Lippen gedrückt; ihr letztes Wort — ein leises Selbstgespräch — war gewesen: „Warte, Elias! warte, Dorothea!“

Fünftes Kapitel.

In der Werkstatt.

Der Lehrjunge von Bregenz saß auf der Hobelbank im Winkel und schlenkerte seine Füße in dem Spänhaufen hin und her. Vor sich hinbrütend, die Hemdärmel aufgeschürzt, hing er wichtigen Gedanken nach und sang dabei zwischen den Zähnen hervor:

„Die Kosaken, die gaben keinen Pardon,
Davor lief selbst Napoleon . . .!“

Jetzt nieste er, zog den Aermel seiner Rechten hernieder, wischte sich die Nase, krempelte den Aermel wieder auf, im Liede fortfahrend:

„Wär' ich nicht gezogen in's Rußland hinein,
So wär' meine Krone noch blank und rein!“

Hier kratzte sich der Sänger eine Weile am linken bepantoffelten Fuß, schneuzte sich auf gut kosakisch und lamentirte in seiner Litanei weiter:

„Zerbrochen ist jetzt mein Szepter und Stab,
Drum leg' ich mich selber in's kühle Grab . . .!“

Und der Bregenzer, nach einem etwas gewagten Schaukelschwung, verlor — nach Muselmann — das

Uebergewicht und lag im Nu tief vergraben in den Hobelspänen.

„Was machst Du denn da?“ — fragte der konstanzer Lehrjunge, der eben zur Thüre hereinlatschte.

„Ich mache blau,“ antwortete mit Seelenruhe aus lachend aufgerissenem Breitmaul der Gefallene und streckte sich behaglich in seinem Grabe.

„Na, na!“ sagte wieder der Andere; „laß nur den Landshuter heimkommen, der wird Dir den Blaumontag auf den Buckel schreiben!“

Aber Stannes ließ sich nicht irren, entgegnend: „Der Meister ist nicht hiesig. Alle machen blau. Wenn die Katz nicht daheim, so tanzen die Mäus' auf Tisch und Bänken. Juhe!“ — Dann streckte er sich abermals ungeberdig, strampelte die Späne rechts und links und hob wieder an zu singen:

„Straßburg, ja Straßburg ist eine wunderschöne Stadt —
Darinnen liegt begraben wohl mancher Solledat . . .!“

„Bist heut' ein rechter Hanswurst,“ rief Pelag, der Konstanzer und sah dabei ziemlich mißgünstig aus. „Was hast Du davon, Dich da herumzuwälzen? Ja, wenn wir's machen könnten wie die Gesellen! Der Waiblinger ist heut in seinem schönen blauen Rock ausgegangen, hat die neumodischen Hosen an und ein paar Quadratfuß weiße Wäsche vor der Brust. Das Nannele, — weißt? — die draußen in der Vorstadt bei 's Weberhansenklausenbartl dient, hat ihm einen ganzen Pack Hemden und Sacktücher und ‚Herz, was begehrst du‘ gebracht. Die Meerschaumpfeife hat er auch im Maul und den Tabaksbeutel vorn am Knopf hängen.

Das ist 'ne Freud! Und so von Wirthshaus zu Wirthshaus und blau machen den ganzen Tag! Das ist ein Leben! Aber ein miserabler Tropf von Lehrjungen! Wir müssen zu Haus brummen, sonst gibt's Mackes."

„Laß mich passirt, Pelag! Ich fürchte mich nicht so viel vor den Prügeln. Meiner Weste Hintertheil ist mit Werg brav ausgestopft, den Grind*) deck' ich mit beiden Händen zu . . . wo's sonst hintrifft, geht mich nichts an. Und hat der Meister nicht schon am ersten Tag das Prügeln scharf verboten? Nur der Altgesell, der Landshuter, hat ein Recht dazu, und der schaut nicht mehr gut aus seinen Augen, auch zittern ihm die Hände."

„Nun, Stannes — Du redest kein bischen von der Jungfer Mex, die manchmal Dir den Schopf frisirt?"

„I, was einem die Weiber thun, ist entweder wohlgethan oder gar nicht gethan, hat immer mein seliger Vater gesagt, wenn ihm die Mutter einmal wieder die Hausthüre vor der Nase zugeschlossen hatte, weil er so viel gern erst nach zwölf Uhr in der Nacht aus dem Wirthshaus kam. — Freilich ließ' ich mich lieber von der weichen Hand der Klärel hauen, als von der harten schwarzen Mex . . . !" — indem der Bursche dieses sagte, lächelte er sehnsüchtig wie ein Affe.

Pelag's Gesicht wurde jedoch ellenlang. Mit besonderer Verdüsterung sah er auf den in Hobelspänen ruhenden Vergnügling hernieder und fragte mit schnöder, trotziger Kürze: „Die Klärel? O Du Mops, was willst Du mit dem Klärel?

„Ha! Gesell werden, ein Jahr wandern, heimkom-

*) Kopf.

men, Meister werden und das Klärel heirathen ... das möcht' ich und das will ich, denk' ich wohl," versetzte Stannes sehr phlegmatisch.

„Das wirst Du bleiben lassen, Du Gelbschnabel!" fuhr Pelag auf und fiel, mit Fäusten schlagend, über den Arglosen her. — Natürlich blieb ihm Stannes bald nichts schuldig. Die Bursche wälzten beide sich auf dem weichen Lager, schlugen sich Beulen, kniffen sich in Arme und Füße, bissen und kratzten, was Zeug hielt und zwischen hinein fielen allerlei aufmunternde Redensarten: „Wart', Du Stock aus dem Bregenzerwald!" — „Da hast Du eins, Du neidiger Seehas*)!" — „Wart, ich will Dir das Klärel anstreichen!" — „I Du Schlingel! hätt'st selbst Appetit auf das Mädel?"

Und so fort klipp auf klapp und piff auf paff, bis endlich der Wäldler dem Stadtsohn auf der Brust kniete und ihm zurief: „Willst jetzt Dein Testament machen?" — Brummend und strampelnd verneinte der Ueberwundene, erhielt noch einige Kopfnüsse und wiederum fragte der Sieger: „Willst Reu' und Leid machen und Dir das Klärel vergehen lassen, Du unreifes Früchtel?"

Es fragt sich nun aber auch, was der Konstanzer geantwortet hätte, ob Ja ob Nein? denn er kam zu keiner Antwort für dießmal, weil die Thüre plötzlich geöffnet wurde und eben selbiger Klara Silberstimme sich vernehmen ließ: „Stannes! Pelag! ihr gottlose Menschen! was habt ihr denn zu turnieren und zu streiten? Wollt ihr aufhören? wollt ihr?"

---

*) Spottname der Anwohner des Sees.

Flugs hatte der Bregenzer den Feind losgelassen, stand auf seinen Beinen, zerrte den Hosenträger zurecht und entgegnete mit bewundernswerther Geistesgegenwart: „Wir haben uns gerade von Ihr unterhalten, Jungfer Klärel."

Was auch der Unterlegene bekräftigte, sich auf die Kniee erhebend und der krausen Späne Fülle aus seinen Locken ziehend: „Weiß Gott, Jungfer Schwertbergerin, wir machten einen Purzelbaum aus purer Freude, weil wir Sie auf dem Gange hörten."

„Steht was zu Diensten, schönste Jungfer?" fragte Stannes mit einem Kratzfuß.

„Ich will's ausrichten wie der Wind," sagte Pelag und sprang um einen Schritt seinem Nebenbuhler voraus.

„O, ihr kuriose Letzköpfe!" lachte Klara; „seid doch vernünftiger und prügelt euch nicht aus purer Freude wegen meiner. Aber wirklich kann ich Dich brauchen, Pelag. Springe geschwind in den kohlschwarzen Adler, frage nach dem Herrn von Pavianowitsch — hier ist seine Karte als Adresse — und sage ihm ein schönes Kompliment von m i r, — hörst Du? — von mir, und der Bruder sei gerade von Ueberlingen zurückgekommen und mir auf dem Damm begegnet und es sei ihm wegen des Logis recht und der Herr Baron könnten einziehen, wann Sie wollten."

„Wann Sie wollten," wiederholte Pelag, der, mit offenem Munde zuhorchend, begierigen Blicks jedes Wort von Klara's Lippen gestochen hatte, um es seinem Gedächtniß einzuprägen.

„So, mach' Deine Sachen gescheidt und geh' geschwind!" fügte Klara noch hinzu und ging alsdann

die Treppe hinan. Pelag wandelte stolzen Schrittes auf und nieder. Der Auftrag schien ihm eine Bevorzugung bedeutsamer Art. Stannes schaute ihm trüb und spöttisch zu. „Wir machen's ein andermal aus," brummte er drohend.

Aber Pelag, von einer plötzlichen Verstandeshelle erleuchtet, trat auf den Kollegen zu, reichte ihm treuherzig die Hand, indem er sprach: „Warum uns noch einmal abkamisolen? Höre, Du bist stärker als ich; — gut — ich bin älter als Du, um ein Jahr, also viel gescheidter; — das ist noch besser. Das Klärel können wir doch erst als Meister heirathen. Warten wir mit dem Raufen bis zu seiner Zeit. Seien wir indessen gute Freunde; sonst haben wir alle Tage Skandal und der Meister schickt uns einmal alle Beide fort und keiner kriegt das Klärel. Hast Du verstanden?"

„Das wär' nicht aus," meinte Stannes, von Zweifeln bewegt. Pelag fuhr fort:

„Wenn wir aber zusammenhalten wollen, Bregenzer, so sind alle die Mannsbilder, die um das Klärel jetzt herumscherwenzen, gefroren und verloren. Gegen unser Aufpassen sollte doch Keiner aufkommen, he? Weißt Du? es wäre Einer im Stand und thät' sie uns vor der Nase weg heirathen . . . und gesetzt, wir bekämen sie einmal alle Beide nicht, so wär's doch ein Plaisir, wenn sie auch kein Anderer kriegte! Nun, wollen wir?"

„Ich sollte Dir eigentlich den Mops nicht verzeihen . . ." sagte Stannes, halb überzeugt. — Aber der Andere rieb seine Wange und seine Schulter und meinte, der Mops sei handgreiflich genug eingebracht worden. — Dergestalt schlossen die Feinde Friede und Allianz.

Pelag eilte lustig, seinen Auftrag zu vollziehen und Stannes fegte den Kampfplatz mit Besen rein; denn der Landshuter kam gelaufen und der Waiblinger und einige der auswärts wohnenden Gesellen, indem das Gerücht herumgegangen war, Fridolin, den sie erst am Abend zurück erwartet, sei unverhofft wieder daheim und werde mit den Blaumontäglern einen schlimmen Prozeß anfangen.

Ach! der arme Fridolin lag mit sich selber im schlimmsten Prozeß. Aufgeregt hatte er am gestrigen Tage die Stadt verlassen; niedergeschlagen, in rathloser Unentschlossenheit, kämpfend zumal gegen Herzenstrieb und Vernunft, kehrte er zur Heimat wieder. — Wer nun aber selbst nicht weiß, wo hinaus er will, ist entweder ungerecht gegen seine Lebensgenossen oder er beachtet sie kaum in seiner Zerstreuung. Zum Ersten brachte es Fridolin's Gutmüthigkeit nicht; also that er das Zweite; und die Anhänger des blauen Montags kamen dießmal zu ihrer eigenen Verwunderung mit einem blauen Auge davon.

Der Meister hatte eben nach einem kleinen Sermon an die Gesellen, den kein Wetterschlag begleitete, die Werkstätte verlassen. Der Waiblinger, aus dem in aller Eile ein zweilebiges Geschöpf geworden: halb Werkeltagsmann mit Schürze und Kappe, den Hobel in der Faust, und zur Hälfte ein Sonntagsbruder mit ungewöhnlich weißer Wäsche und modischen Beinkleidern — zog den Landshuter ein wenig beiseite und fragte ihn: „Weißt Du denn nicht, ob's vielleicht beim Meister rappelt oder nicht? Stell' Dir vor: hat da so ein hübsch Geschäftle zu Ueberlingen gemacht, Akkord und Alles unter-

schrieben — soll ihm manchen Batzen und Gulden eintragen — und jetzt mag er's schon wieder nicht ausrichten! Ich weiß es ganz sicher — der Rudolph dort hat mir's gesagt, und er hat's von dem Meister Köpfle und vom Andern — draußen in der Vorstadt — vom Hinterwald' nämlich, selbst gehört; — unser Meister ist schnurgerade vom Schiff zu Einem und zum Andern gegangen und hat ihnen den ganzen Akkord, selbst mit Verlust für ihn selber, angetragen. Doch übernehmen sie ihn nicht. Der Köpfle will mit den überlinger Meistern nicht in Händel gerathen und der Hinterwald mag nichts mit dem groben Badwirth zu thun haben. Jetzt hat mir der Jeremis gesteckt, daß ihn der Meister zu dem Merkel am Fischmarkt geschickt hat, denselben zu ersuchen, daher zu kommen — es wäre etwas Wichtiges. Wird er doch dem Faullenzer nicht die gute Arbeit an den Hals werfen wollen? Was sagst Du jetzt dazu?"

Der Altgesell, der langjährige Genoß des Schwertberger'schen Hauses, sah den Schwaben mit einem gefährlichen Wildblick an und fragte kurz entgegen: „Nun, geht's uns was an? Ist der Meister Dir was schuldig und hat Dich auf den Akkord vertröstet? Nun, kannst's Maul aufthun?"

Der Waiblinger sagte zögernd, er habe ja durchaus nicht als Tadler oder gar als Betheiligter geredet, wohl aber lediglich als Einer, der sich verwundert über etwas, das er nicht begreift.

Worauf der Landshuter: „Ah so, hab' ich doch schier gemeint . . .! Na, so mag's gut sein und ich sage Dir nichts, als daß ich gar nichts von des Meisters Vorhaben und Akkorden weiß."

„Wer's glaubt, Du Grobian!" murmelte der Waiblinger in seinen Bart, während er sich verdrießlich abwendete.

Indem trat Schwertberger wieder herein und fragte ungestüm: „Nichts vom Merkel? nichts?"

„Noch nichts," antwortete der Schwabe; „aber justament kommt der Jeremis daher ... da, da ist er."

Jeremis näherte sich dem Meister etwas verlegen, räusperte sich, scharrte mit den Füßen und richtete, was ihm aufgetragen worden, aus; mit einem Anflug von Mißbilligung, hinter welchem aber das schlau schadenfrohe Lächeln eines Untergebenen lauerte, dem die Wonne wird, dem Herrn etwas Unangenehmes dürr heraussagen zu dürfen: „Der Meister Merkel läßt dem Meister einen guten Tag wünschen, und es wäre gerad' so weit von da zum Fischmarkt, als vom Fischmarkt bis daher."

Die umherstanden, Gesellen und Lehrjung, verzogen grinsend die Gesichter und sahen forschend dem Meister in die Augen.

Aber Fridolin, schnell den Unmuth verschluckend, den des Merkel grobe Antwort ihm erregt, sprach mit heiterer Stirne: „Er hat Recht, der Alte. Was dem Einen zusteht, ist dem Andern billig. Ich bin der Jüngere. Ich werde also zu ihm gehen. — Stannes, laß Dir von der Mex meinen Rock und die runde Mütze geben!"

Ohne weiter eine Sylbe zu äußern, trat Fridolin in den Verschlag, der neben der Werkstatt zum Standort des Meisters hergerichtet war, und stützte dort, als ob er über irgend einer Zeichnung studire, den Kopf in die Hand. Doch waren seine Gedanken über'm See daheim.

Die Mex erschien selbst, dem Bruder den schlichten Ueberrock und die Mütze zu bringen. Der Rock stammte noch aus Fridolin's früheren Jahren. Mit Mühe zwängte er sich in die zu kurz gewordenen Aermel, stülpte die unbildliche Mütze auf das blonde Haar, guckte in das Spiegelfragment an der Wand und sagte lächelnd: „Nun werd' ich doch meinen Landsleuten gerecht sein? Nun ist doch wohl der Pariser vollständig ausgetrieben? Gib mir doch dort den Maßstab aus dem Winkel. So, nun mach' ich meiner Profession gewiß nicht Schande. He?"

Mex lachte, da sie den Bruder in dem kuriosen Aufzug rundum besah, aber die Betrübniß auf Fridolin's Gesicht, die seinem Scherz Hohn sprach, entging ihr nicht. „Nun, wie ist's drüben gegangen?" fragte sie leise.

Ebenso antwortete der Bruder: „O, daß ich gar nicht drüben gewesen wäre! In gewissen Dingen sollte man wahrhaftig gar nichts wagen. Davonbleiben, davonlaufen wäre allerdings besser. Denke Dir, als wir hinüberkamen, war in dem Saal des Badhauses Gesellschaft. Mehrere Herren von Ueberlingen und ihre Frauen tranken dort ihren Kaffee, strickten Strümpfe, rauchten Tabak, spielten Karten, gähnten und plauderten, wie's eben an Sonntagen in kleinen Städten zugeht. Muß mir denn nicht der leidige Gottseibeiuns gerade nach der Seite den Kopf drehen, wo Kunigunde saß? Und neben ihr war ihr ... nur heraus damit! ihr Mann also saß neben ihr und auf der andern Seite der Physikus und noch eine Frau Assessorin, glaube ich, und ein paar Kinder ... nun, Gott sei Dank, nicht Kunigundens Kinder ...!"

„Ich glaub's," lächelte Mex; „sie hat den Obervogt erst vor einem Jahre geheirathet."

„Erst?" fragte Fridolin mit einem Blick wilden Vorwurfs. Schnell besänftigt setzte er hinzu: „Nun — es kurz zu machen, sie sah, sie erkannte mich. O, was in ihrem Gesicht vorging, wer könnte das malen! — Ich redete inzwischen mit dem Herrn vom Bade recht einfältiges Zeug, bald ein Ja, bald ein Nein, bald ein ‚hm hm' oder ‚schon recht' und ‚schön so'. Wie ein echter Simpel hab' ich mich betragen! Und als endlich der dicke Wapler, der gleich mit Wedel und Frau zu reden angefangen, mich hinschleppte und zur Kunigund sagte: ‚Den haben Sie auch früherhin gekannt, Frau Obervogt, nicht wahr? den Schwertberger's Fridolin, he?' da wurde mir fast wie ohnmächtig. — ‚Wo fehlt's?' fragte der lange Wedel, der selbst immer krank ist, und der Physikus. — ‚Ich glaube, die Seekrankheit bricht bei mir am Land aus,' hab' ich geantwortet und mich setzen müssen. Ehe ich mich's versah, habe ich jedoch mit der Kunigunde geredet — hin und her, was man so spricht: ‚Es freut mich — schon lang nicht gesehen — zwei Jahre in Paris — ein Jahr in Ueberlingen — schön Wetter — gesund aussehen'. — Ach, liebe Mex, ich wurde nicht ohnmächtig — mir war sogar wohl geworden — aber dennoch sprang mein Herz, oder was ich da in der Brust haben mag, in Stücke!"

„Ei, ei, ei, was ich fürchtete! . . . Und weiter? wie ging's denn weiter?"

„Je nun, sie gingen bald nach Hause und ich blieb im Bad und vertrieb mir den Abend mit Addiren und Subtrahiren und Akkordiren, und nachdem ich den

Akkord unterschrieben, ging ich zu Bett ... um den Freund Wapler zu beneiden."

„Den Wapler? wie so?"

„Ach, er konnte schlafen, und wie! Ich that kein Auge zu und habe doch viele, viele Vaterunser gebetet, um mich einzuschläfern; aber das Gebet half dießmal nichts. Ich stand trotzdem sehr spät auf, nur anderthalb Stunden vor der Abfahrt des Schiffes, nämlich wie sie dieselbe auf den Kurszettel gedruckt haben. Aber das Schiff kam erst noch eine Stunde später von Ludwigshafen nach Ueberlingen, und beinahe hätte ich dem bösen Feind den Gefallen gethan, die Kunigund zu besuchen, denn der Mann hatte mich eingeladen, es bei Gelegenheit zu thun. Ich sagte zu mir selber wie ein Schelm, es gelte ja nur die Langeweile zu vertreiben, eine Stunde todtzuschlagen ... aber im Grunde war mir ganz anders zu Muth und zu Sinn. Nun, ich hab's überwunden."

„Ah, Du gingst nicht?"

„Nein!"

„Brav und klug, Fridele. Wärst Du nur überhaupt daheim geblieben!"

„Das sagte ich mir heut auf dem Schiff auch und konnte das ungestört, da Freund Wapler, den Sturm fürchtend, der sich auch wirklich nicht bitter einstellte, vorgezogen hatte, noch zu Ueberlingen zu verweilen. So hatte ich denn Niemand, der mir von Interesse und Vortheil, von Kundschaft und dergleichen in die Ohren redete, womit ich mir einen fernern Vorwand und blauen Dunst hätte vormachen können —; denn, leider Gottes, Niemand beheuchelt und belügt uns mehr, als wir selber

in eigener Person. Und da hab' ich bei mir ausgemacht, daß ich den Akkord womöglich wolle fahren lassen; hab' ihn auch schon Zweien angeboten, will ihn jetzt noch dem Merkel anbieten, selbst mit Schaden. Ein wunderlicher fauler Kauz, aber im Grunde geschickt und in Nöthen bis über die Ohren. Wie sollte er nicht mit beiden Händen zugreifen? Bin ich einmal die Geschichte los, — dann gute Nacht Ueberlingen und Alles, was drüben lebt und schwebt! Adieu, lieb Merle!"

Nach dieser Beichte ging Fridolin viel erleichtert und erheitert aus dem Hause. Man merkte den Umschwung seiner Laune, denn er pfiff die uralte, aber so gemüthliche Melodie: „In der Welt ist mir nichts lieber" u. s. w.

Nun sagten die Gesellen unter einander mit großem Behagen: „Gottlob, der Meister pfeift sein Leiblied und es ist Alles gut abgelaufen! Was wir heut am Blauen versäumen, holen wir Abends im Bierhause nach. Indessen, bis der Meister wieder heimkommt, könnten auch wir einen kleinen Gesang halten. Aber hübsch dussemang — daß es nicht zu weit schallt!"

„Gut!" sagte Jeremis; „der Lehrjung' soll an der Thür aufpassen. Geh', Stannes! Wo hat der Teufel den Andern?"

„Das geht Ihn nichts an," entgegnete Stannes trotzig; „ich bin auch für's Aufpassen nicht da."

„Gib Acht!" rief der Waiblinger; „wirst gleich Eine fangen, daß Dir's Räsonniren vergeht."

„'s darf mich Keiner mehr schlagen, als nur der Altgesell!" pochte Stannes heldenmüthig auf. Im nämlichen Augenblick hatte er aber auch wirklich eine Tachtel von des Landshuters Hand weg und den Befehl: „Willst

aufpassen gehn, oder ich jag' Dich durch Sonn' und Mond, daß die Fixstern' Dir am Absatz hängen bleiben!"

Flugs war Stannes ohne Widerrede auf seinem Posten. Die Gesellen traten in einen Kreis zusammen und der Landshuter redete sie an: „Wenn also eine Dummheit getrieben werden soll, so hab' ich nichts dawider, weil mir's grad selbst im Strumpf ist, lustig zu sein. Aber keinen Lärm, sonst gibt's Watschen und Anzeige! Verstanden den G'sandten?"

„Ei, ei, ei, bange machen gilt nicht!" spottete Jeremis, ein schlauer Pfälzer; „zu den Kopfnüssen gehören alleweil Zwei."

„Laß den Alten in Ruh', Mannheimer," ermahnte der Waiblinger. „Ich will euch ein schönes Lied vorsingen, gedruckt in diesem Jahr, eine schöne Moritat."

„Brav, was Gehauenes, was Gestochenes, wo recht Viele umgebrungen werden!"

Die Gesellen reckten neugierig die Hälse, einer Schafheerde im Donnerwetter nicht übel zu vergleichen.

„Paß auf, Landshuter, 's ist was Bayerisches," fuhr der Schwabe fort und hob mit gedämpfter Stimme an:

„Es war einmal ein Chevauxleger,
Der litt an krassem Herzensweh . . . Herzensweh!
Er liebt ein Mägdlein lange schon,
Allein sie wußte nichts davon . . . nichts davon!"

„Jetzt müßt ihr das letzte G'setz'l nachsingen, aber fein g'schlacht mit dem Glatthobel."

Es setzte nun eine kleine Verwirrung, bis ein Jeder seine Stimme fand und gehörig abdämpfte. Stannes hatte längst seinem Posten den Rücken gedreht und horchte mit aufgesperrtem Maul' in die Werkstatt hinein.

Ihm sehr zur Unzeit kam Pelag von außen und klopfte ihm auf die Achsel.

„Laß mich passirt; sie singen da drinnen ein neues Lied!“

„Ich weiß was, Stannes, ich weiß was!“ entgegnete Pelag, geheimnißvoll winkend.

Unwillig drehte Stannes den Kopf weg. „Ich muß erst wissen, wie's dem Schwalascheer geht. Halt's Maul!“

„Und wo er hinkam, war sie nicht;
Das ist ein' traurige Geschicht'!“

sang der Waiblinger fürder und klatschte in die Hände, um den Refrain, den der Chor zu singen hatte, zu beschleunigen.

„So sei doch nur gescheidt,“ sprach Pelag, der sich nicht irre machen ließ. „Sieh' 'mal den blanken Zehnbätzner, he! das ist mein Trinkgeld von dem fremden Herrn.“

Stannes haschte nach dem Geldstück.

Pelag rettete seinen Schatz, streckte gegen den Kamerad die Zunge heraus und höhnte ihm zu: „Meinst Du? Ja, da sitzt er und hat's Hüetle auf! *) — Horch' nur den Gesellen zu, für Dich ist nicht das Geld und nicht der Brief auf der Welt! Ha, ha, Du kriegst die Klärel Dein Lebtag nicht!“

Stannes wollte dem Spötter Eins versetzen; Pelag wich aus wie ein Kobold. — Der Waiblinger sang:

„Ei, sprach das Mägdlein — Wallanscheer,
Du kommst mir ganz von Ungefähr;
Ich kenn' Dich nicht, ich lieb' Dich nicht,
Ich mag Dich nicht, ich heirath' nicht — heirath' nicht...!“

*) Schwäbische Spottrede.

Der Chor fiel ein — aber des Landshuters Stimme, zwar nicht singend, überschrie alle anderen: „'s Maul halten! Das Lied g'fallt mir nicht. Ein bayerischer Lescheer laßt sich nicht von einer Dirn' maltraktiren. Nixnutz! Spielt's was Anderes auf!"

Da somit das Lied in der That, kaum zur vierten Strophe gelangt, ein Ende nahm, verlor der Gesang für den Bregenzer alles Interesse. Um so neugieriger schloß er sich dem Pelag an und fragte: „Was weißt Du denn? Das Geld hab' ich gesehen, aber der Brief ...? Was ist's mit dem Brief? An wen? von wem? Geh', sei ein braves Bübele; sag', was Du auf dem Herzen hast. Wir sind ja gute Freunde."

„Ich bin ein guter Kerl eher, als Du ein guter Freund," versetzte Pelag; „darum will ich das Maul aufthun und noch darum, weil vier helle Augen mehr sehen als zwei. — Stannes, wir haben jetzt schon Einen."

„Einen Brief?"

„Nein; oder doch ja, auch einen Brief; aber was Besseres noch: einen Liebhaber."

„Bah, einen Liebhaber für uns? Nun, da müßt' ich schon bitten!"

„O, Du einfältiger Mops! Einen für die Klärel."

„Ja so! Aber wir wollen ja keinen für das Klärel!"

„Richtig! Und deßhalb müssen wir ihn mit der Zeit fangen ... Aber Geduld müssen wir haben ..."

„Bis sie uns ausgeht. Wer ist der Tropf, der sich untersteht ...?"

„Ein vornehmer Herr ... der Herr im kohlschwarzen Adler ... der in unserem Haus logiren soll."

„Ah! ... und der Brief ...?"

„Da, schau' her!" — Pelag wies ein künstlich zusammengekniffenes Billet vor. — Stannes haschte darnach, wie früher nach dem Gelde. Wie den Zehnbätzner, so rettete Pelag auch dießmal den Brief. „Holla, was willst Du thun?"

„Na, den Zettel aufmachen, lesen ..."

„Nun, und dann?"

„Wieder zumachen und abgeben."

„Das ist meine Sache, das Abgeben. Aber wir dürfen ihn nicht öffnen. Bringen ihn nicht mehr so fein zusammen. Sie wird es merken, und dann adje Hoffnung, adje Zuversicht!"

„Du bist ein gescheidter Bub', beim Eid!" rief der Bregenzer verwundert. „Aber woher weißt Du, wenn Du den Zettel nicht gelesen hast, daß die Klärel einen Liebhaber an dem vornehmen Herrn hat?"

Pelag zog den Mitverschworenen in den stillsten Winkel des Hausgangs und sprach: „Ich hab' eine kluge Nase, einen Merker wie ein Fuchs. Der Herr hat so vergnügt gelacht, da ich ihm den Auftrag der Klärel ausgerichtet, daß ich dachte: Holla ho, da steckt was dahinter. — Und hätt' er nicht sagen können: Schon gut, es sei schon recht? — B'hüt' Gott! einen Schnalzer mit der Zunge hat er gemacht und ist an's Tischel gelaufen und hurrax tax hat er geschrieben, daß die Feder nur so geknarzt hat. Es hat ihm recht pressirt. Als er fertig und Alles überlesen, hat er noch einmal gelacht und den Zehnbätzner hervorgeholt. ‚Da,' hat er gesagt, ‚ein Trinkgeld für Dich. Du bist ein gescheidter Bursche, und wenn Du dieses Papier der Jungfer Klärel ... aber just nur der Klärel ... hörst Du? ablieferst,

so soll's Dein Schade nicht sein.' — Er war ganz roth im Gesicht und hat so recht ausländisch deutsch geredet, so recht auf preußisch, weißt? — Ich hab' ihm Alles versprochen und weiß jetzt schon, wo wir daheim sind. Gelt, ich hab' einen anschlägigen Kopf?"

„Hm, hm, ja ... Ich hätt's aber auch gemerkt, sollt' ich meinen ... Aber jetzt nur die Augen aufgemacht. Sapperlot, wenn der Herr in unser Haus zieht ... da gilt's aufpassen!"

„Aufpassen! aufpassen! Passest Du da im Winkel auf, Du räudiger Bub'?" donnerte des Landshuters Stimme in Stannes' Ohr, und an dem Ohr, unsanft, wurde Stannes fortgezogen. — Von der andern Seite erschien Klärel, im Begriff in den Keller zu gehen, um Wein zu besorgen, und schalt den Pelag aus, der wie eine beregnete Henne dastand: „So, so, da plauderst und trätschest Du mit dem Bregenzer und hältst einen Landtag, statt Deine Kommission auszurichten?"

„Ist schon geschehen, Jungfer Klärel," erwiederte demüthig der Lehrjunge; „und da ist die Quittung ganz frisch und warm." — Er zögerte, da Klärchens Hand sich auf die seinige legte, den Brief loszulassen. Die weiche Hand dünkte ihm behaglich auf seinem rauhen Fell.

Klärchen athmete, äußerst überrascht, hoch auf und stammelte, als wäre sie mit Einem um die Wette gelaufen: „Je, gib ... ei, was hast Du denn da? ... Nun, so gib her ... was ist denn das?"

„Weiß nicht," sagte der Bube sehr unschuldig; „'s ist halt von dem fremden Herrn, und ein schönes Kompliment und die Jungfer möchte mir was schenken."

„Schenken? Nun, das fiele mir ein!"

Indessen warf die Verstörte einen Blick auf den losgerungenen Brief und dessen elegante Form, — und sie schob das Papier flüchtig in's Korset, krabbelte in der Schürzentasche, reichte dem Pelag zwei thurgauer Batzen und sprach, dem Keller zulaufend: „Aha, ich weiß schon ... 's ist wegen des Bruders Namenstag ... hörst Du, Pelag? Sag' Niemand etwas davon, hörst Du? Ich wäre Dir mein Lebenlang böse; verstanden?"

Die letzten Worte Klärchens verhallten auf der Kellertreppe. Der Lehrbursch beäugelte gemüthlich das Trinkgeldchen, das seine lügnerische Dreistigkeit neuerdings erobert. Er nickte freundlich dem Wunsche zu, der in ihm aufstieg: „daß doch alle Tage eine gleiche Bescherung brächten!" Aber mit Ernst bedenkend, daß wenn der gnädige Herr in's Haus zog, der einträgliche Postdienst ein Ende nehmen müsse, stampfte er mit dem Fuße und zürnte in Gedanken der Schönen nach: „Brr! ist sie nicht aufgeflammt wie ein Puhuh? Wurden nicht ihre Augen wie die Irrlichter, die auf dem Trägermoor zur Nacht tanzen? Beim Donner, da muß ich auflugen, daß es eine Art hat!"

Vorsichtig streckte er den geschmeidigen Hals in den hohlen, finstern Schlund des Kellergewölbes. Tief unten, vor dem Fasse, neben dem Lämpchen stand Klara. Sie dachte vorderhand nicht an's Weinzapfen. Sie hielt den Brief in der Hand, entfaltete einen Kniff desselben nach dem andern ganz behaglich, weil sicher. Und sie sprach dazu, leise, leise, als flüstere sie ein Geheimniß in's Ohr einer Freundin: „Aha, das ist der erste ... der erste Liebensbrief" — im Munde süddeutscher schlichter Bürgermädchen hat das Wort immer ein n zu

viel — „ich dachte mir wohl so etwas . . . drum ist der Herr ein Fremder und die Fremden sind galant; einem hiesigen Leimsieder wär' das nicht eingefallen. Bewahre, bewahre! — Aber was schreibt er und warum wird mir denn so ängstlich um's Herz? Ich thue doch nichts Uebles?"

Von diesem Allem hörte der lusternde Lehrbub' freilich nicht das Geringste; aber sein Auge, das einem Sperber Ehre gemacht haben würde, sah deutlich, wie Klara das Blättchen auseinander legte und lange, lange über die Lampe gebeugt darin studirte. — „Wenn ich ihr nur über die Achsel sehen könnte," meinte Pelag stille bei sich. „Was muß ihr nur der dürre Rebstecken geschrieben haben? Sie wird ja gar nicht damit fertig!"

Das hat seine besonderen triftigsten Gründe. Das Billet war nicht in deutscher Sprache, sondern, wie Klara vermuthete, in französischer geschrieben. Mehr als eine Vermuthung konnte jedoch Klärel nicht über diesen Punkt sagen. Sie war des Französischen nicht kundig, daher ärgerte sie sich auch jetzt doppelt; einmal über ihre Unwissenheit, die ihr höchst beklagenswerth vorkam, anderntheils über den schlimmen Herrn von Pavianowitsch selber, der so einfältig gewesen, an ein deutsches Mädchen französisch zu schreiben.

„Was thu' ich jetzt damit?" fragte sich Klara recht unwillig. „Was hab' ich jetzt davon? Wer sagt mir, was da innen steht? Mein Gott! warum bin ich so dumm? Ich darf nicht 'mal wagen, dem schönen Herrn das zu gestehen! Er würde sich von der dummen Gans abwenden . . . und die Dorothee . . .! ja freilich, die kann Französisch und Alles, was man will; die eingebildete

Närrin! O weh! o weh! wie zieh' ich mich da heraus? Das wird mich heut um den Schlaf bringen."

Plötzlich hörte Klara ein Geräusch oben im Hause, und verbarg, wenn auch schmollend, das kalte, fremdparlirende Räthselblatt an ihrer warmen, neugierig schlagenden Brust. Sie hatte oben an der Treppe des Bruders Stimme vernommen und drehte nun eiligst den Hahnen am Fasse auf, ließ den Wein geräuschvoll in den mächtigen Krug plätschern.

Indessen sagte der heimkehrende Fridolin zum Lehrbuben, den er auf der Lauer ertappt hatte: „Heda, Pelag! was da? Gibt's in der Werkstatt nichts zu thun?"

Die Gesellen waren durch den Bregenzer gehörig aufgemahnt worden, und um die Wette arbeiteten jetzt aller Orten die Fäuste, bewaffnet mit lärmendem Werkzeug. Die Kloppsäge schnarchte, die Rauhbank rasaunte, Hammer und Klöpfel schlugen den Takt; das Beil wirthschaftete auf dem Haustock; der Schleifstein pfiff schwirrend sein markdurchdringendes eintöniges Lied. Alles in Bewegung. Es wurde dem Lehrjungen schwer, seiner Faulheit eine Entschuldigung unterzubreiten. Doch ist die Phantasie und Geistesgegenwart eines Lehrjungen überreich.

Pelag antwortete: „Sei der Meister nicht böse. Ich habe gemeint, ich sähe den Hausratz auf der Kellertreppe sitzen."

„Den Hausratz! was heißt das?"

Worauf mit aller Unschuld der Lehrjunge: „Das ist der große Ratz, der letzte Ratz, dem keine Katz' mehr etwas thut. Vor einem Jahr — ja, zu Lichtmeß war's ein Jahr — hat der selige Meister vom Mausmichel das

ganze Haus sauber machen lassen, und da ist der Hausrath zurückgeblieben.“

„Dummheiten! Aberglauben!“

„Wenn ich ihn doch selbst gesehen habe? Er genirt sich gar nicht mehr, und sitzt oft auf der Stiege und weicht gar nicht aus, als wär' er ein Hund, der in's Haus gehört. Die Veronika ist erst neulich über ihn gestolpert und nachher hat's der Waiblinger sollen gethan haben ... !“

„Halt's Maul, Du Lügner und Aufschneider! Marsch hinein, wo man Dich braucht, oder Du mußt heute fasten den ganzen Tag!“

Vor der schweren Drohung entwich der Bube scheu. Doch ihm zum Trost erklang nach wenigen Minuten die Mittagsglocke. Säge, Klöpfel, Hobel und Schleifstein ruhten unmittelbar nach dem ersten Schlag der Glocke. Des Tages Silberblick leuchtete dem Volk der Werkstatt, Suppe, Rindfleisch und Gemüse im Gefolge.

Sechstes Kapitel.

Drei seltsame Gebrüder.

(Aus dem Familienbuch der Schwertberger.)

Gebhard Schwertberger schrieb dieses im Jahre Christi 1777:

Der Sommer dieses Jahres ist ausgezeichnet worden durch die Anherkunft von zwei Potentaten. Der Eine war nicht wenig wunderlicher Natur; der Andere war jedoch unser großmächtigster Kaiser Joseph der Zweite in höchsteigener Person. Von diesem großen Fürsten zuerst zu reden, so kam er auf seiner Rückreise aus Frankreich plötzlich und unangesagt hier zu Konstanz in die Stadt, und die Wache — der Bürger Rimmele, — der am obern petershauser Thore stand und den hereinfahrenden Wagen anhielt, staunte gar sehr, da auf seine Frage, wer darin sitze, die Antwort ertheilt wurde: „Der Kaiser." Expedit, wie der allerdurchlauchtigste Herr immer gewesen, fuhr der Kaiser schnell in das Gasthaus zum Adler an der Marktstätte. Allerhöchstdenselben wurde ein recht elender Empfang. Ob mit Fleiß oder aus Unkunde, lasse ich dahin gestellt sein. Außer dem Wirthe des Gasthauses empfingen ihn höchstens zwei oder drei ver-

zettelte Personen. Dennoch war er als Landesherr gekommen und nicht in seinem Inkognito als Graf von Falkenstein. Ich war durch Zufall gegenwärtig und will gleich nachher sagen, warum. Der Kaiser hat ein langes, wohlaussehendes und lebhaftes Antlitz und eine schlanke, wohlproportionirte Figur. Er trug als Reisekleid einen braunrothen tüchenen Rock mit Stahlknöpfen, auf der Brust zugeknöpft; ein weiß Kamisol, schwarze Unterkleider und Stiefel. Er schien bei der Ankunft nicht gut gelaunt, nahm sich aber sehr majestätisch aus. Er trat alsogleich in dem Erker des Zimmers an das Fenster, und zeigte sich quasi dem Volk, das sich schnell und zahlreich einfand. Aber — ich unterstehe mich nicht, nach der Ursach' zu grübeln — indessen, die Bürger und andere Leute betrugen sich nicht ehrerbietig genug. Viele hatten nicht einmal den Hut gezogen; vom Vivatrufen ganz und gar zu geschweigen. Deßwegen traten Ihre Majestät bald vom Fenster ab; befahlen auch dem Stadthauptmann Herrn Grafen von Seeau, dem Magistrat zu bedeuten, daß er sich nicht zur Aufwartung einfinden solle. Dasselbe wurde dem Herrn Kommandanten des löblichen Militärs eingeschärft.

Einige von der Noblesse kamen, um ihre Kur zu machen und warteten auf dem obern Gang vor der Thüre des kaiserlichen Zimmers. Aber auch ihnen wurde vermeldet, sie hätten sich von dannen zu begeben. Nicht einmal die Grafen Kobenzl und Kolloredo, die in der Suite des Kaisers, ließen Jemand vor. Einzig der Fürstbischof, der Fürst von Hohenzollern-Hechingen, der Landkommenthur des Deutschordens und ein Ritter desselben Ordens — ich glaube, ein Herr von Ramschwag —

gelangten zu der Ehre, dem Kaiser sich persönlich vorstellen zu dürfen. Gleich am nächsten Morgen um sechs Uhr verreisten Seine Majestät zu Schiffe nach Meersburg. Haben achtundzwanzig Louisd'or per fl. 11 im Adler bezahlt, 10 Louisd'or den Schiffleuten gegeben und sich in Meersburg von den Letzteren aus dem Schiffe helfen lassen, obschon der Fürstbischof am Ufer stand und seine eigenhändigen Dienste anbot. — Allerdings soll auch der Kaiser nicht günstig vermerkt haben, daß der Bischof, Herr von Roth, Höchstdenselben nur mit einem kurzen Mantel angethan — wie die Soldaten sagen, in kleiner Montur bewillkommte.

Dem sei nun, wie ihm wolle. Bei seiner Anwesenheit im Adler fragte der Kaiser unter Anderem den Gastwirth Mayer, was für Gäste er außer ihm im Hause beherberge, und Mayer antwortete mit der unterthänigen Freundlichkeit und Scherzhaftigkeit, die Jeder an ihm kennt: „Es sei durch eine besondere Fügung des Himmels gerade noch ein Potentat bei ihm einlogirt, und zwar ein König.“

Da wunderte sich der Kaiser höchlich und fragte, leutselig lachend: „Aus dem Schlaraffenland?“

Nun explizirte der Adlerwirth, daß der hohe Gast zwar ein geborener Weilheimer sei, aber auf einer karaibischen Insel nicht weit von Amerika zum König befördert worden. Habe seine Verwandten in Deutschland besuchen wollen, und sei mit einigen allhier als an einem bequemen Orte zusammengetroffen. Trage eine sonderbare Zeichnung im Gesicht, auf der Stirn und den Backen, so bald grün, bald roth und blau gemischt. Es sei dieses ein Zeichen der königlichen Gewalt bei den Karaiben.

Da lachte der Kaiser noch mehr und sprach: „Ich möchte den Kerl von einer Majestät, den König wohl sehen.“ Der Wirth erbot sich, es zu veranlassen. Wie jedoch der Kaiser fragte, wer sich bei dem Karaiben befinde, und Mayer antwortete, es sei bei ihm just jetzt zum Abendessen ein venezianischer Offizier, ein Bürger hiesiger Stadt — meine Wenigkeit — und ein Exjesuit, so zog der Kaiser die Augenbrauen zusammen und versetzte kurz: „Ich will mir's vergehen lassen. Die Gesellschaft meines wilden Herrn Bruders ist nicht für mich.“ — Hat damit den Jesuiten gemeint, da er selbige Herren nicht allerdings wohl hat leiden mögen. Dabei ist's denn auch geblieben.

Jetzt will ich von dem wilden Potentaten ein Mehreres sagen und muß daher mit dem A B anfangen, weil mein guter Vater selig nicht gut Freund mit dem Schreiben gewesen, und in diesem Buch kaum verzeichnet hat, wie viel Kinder ihm und wann sie ihm geboren wurden.

Aus dem Mund des lieben seligen Vaters habe ich, daß er überaus viele Geschwister gehabt hat. Zu einer Zeit sind seinem Vater, meinem Großvater, neunzehn lebendige und gesunde Kinder um den Tisch und an das Brod hergesessen. So zwar, daß recht oft der Großvater vergessen, wie Eins oder das Andere getauft war, und deßwegen oft zu seinem Weib gesagt: „Wie heißt doch nur der rothe Schlingel dort am Eck?“ oder: „Sag' doch der dicken Nudel, dem Mädel dort, sie soll das Maul nicht so aufreißen. Wer ist denn die Tralle?“ Und nahm bald den Niklas für den Veitl und die Alois für die Agnes.

Da nun die Kinder groß wurden, konnten sie nicht auf einem Fleck bei einander hocken bleiben; hätten sich aufgefressen und ging also eines dahin, jenes dorthin. Der liebe Gott nahm auch ihrer etliche zu sich, die Halbschied etwa: Gott tröste sie. — Unter Anderem wanderte ein Bruder meines seligen lieben Vaters nach Bayern aus, hat in Weilheim sein Handwerk getrieben, geheirathet und vier Söhne erzielt. Der Aelteste blieb auf der Profession und ist nichts von ihm zu melden, als was von allen Menschen, und die Anderen suchten ihr Glück draußen in der Welt, und es ging ihnen kurios.

Der Zweitälteste — hieß Steffel — war leider daheim zu gar nichts zu gebrauchen, als etwa zum Bosseln, dabei dienstfertiger Natur. So wurde er denn ein Knecht, endlich ein Diener eines fremden Herrn, der ihn mit auf Reisen nahm. Er war zum Stiefelputzen und Kleiderausbürsten gleichsam geboren; unverdrossen, aber ohne Freiheit im Kopf und im Willen. Nun — es muß auch dienstbare Leute geben. Klug und sein eigener Herr kann nicht ein Jeder sein.

Der dritte Sohn, hieß Christoph oder besser Stoffel, war von Haus aus ein arger Raufer, lief hinter die Schule, und wenn er eine Trommel hörte oder gar eine Trompete, so geberdete er sich wie ein Hahn. Da sich eine Gelegenheit ergab, weil ein kaiserlicher Wachtmeister des Alten Freund geworden, so kam Christoph in seinen zarten Jahren schon unter die Soldaten und von Hause weg.

Der Vierte, der Valentin geheißen, war ein geborenes Betbrüderlein, spielte immer Paterles, predigte vom Lehnstuhl wie von einer Kanzel, las alle Morgen vor dem Schraubbock seine Messe und lernte das lateinische Evan-

gelium auswendig. In der Kirche ministrirte er unermüdet, wurde von allen geistlichen Herren zum Meßdiener begehrt, und ein frommer Klosterprälat aus dem Pfaffenwinkel schlug dem Vater vor, den lernbegierigen Sohn in seinem Stift aufzunehmen und geistlich zu machen, was auch angenommen wurde. — War somit der Steffel außen als Bedienter und der Stoffel als Soldat und der Valentin als Klosterstudent.

Da geschieht es zu einer Zeit, daß nicht weit von Passau in einem Wirthshäusel zusammen einkehrten ein Dragoner und ein Alumnus, und sie erkannten sich bald und es waren die obengenannten Brüder Christoph und Valentin. Sie freuten sich sehr und kurzweilten viel; aber nach dem Willkomm fragten sie einander ‚woher‘ und ‚wohin‘? — Der Dragoner sagte: „Ich bin im Urlaub und gehe nach Bayern.“ Der Alumnus sagte: „Ich habe Vakanz und will in's Oesterreich.“ — Sagte wieder der Dragoner heimlich: „Aber ich mag nicht mehr zum Regiment zurück.“ — Sagte wieder der Student: „Mich bringt unser Herrgott nicht wieder in's Kloster hinein. Ich mag nimmer geistlich werden und war daran, Dich aufzusuchen und in Deiner Schwadron Handgeld zu nehmen.“ — „Aha! — und ich wollte bei Dir einsprechen und mich in Deinem Kloster einbetteln, denn wenn ich nicht studiren und Hochwürden werden kann, so mag ich nicht leben.“ — „Und ich hab' eine Passion für's Militär, Du glaubst nicht, wie!“

Der Dragoner hatte Aergerniß genommen an dem Fluchen und unchristlichen Wandel in der Kaserne. Der Student hatte das Kloster und die Herren darin anders gefunden, als er gemeint, und das Soldatenleben

dünkte ihm jetzt allein frei und lustig. — Sie redeten alle Zwei recht von der Leber weg, und der Student schlug vor, sie sollten gerade die Kleider vertauschen und zusehen, ob nicht Einer für den Andern einstehen dürfe. Dergestalt würde keiner von Beiden eigentlich desertiren u. s. w. Sie kamen überein. Der Valentin, ein langer Kerl, schloff in die Montur; Christoph in die Reverende und hatte sogar schon die Tonsur im Voraus, da ihm das schwere Kasket einen kahlen Reif auf den Kopf gedrückt hatte. — Was sein soll, schickt sich wohl. Weil der Valentin ein paar Zoll größer als der Christoph, so war's dem Wachtmeister und den Herren Offizieren ganz recht, daß er kam statt des Bruders und lachten sie zu dem Studentenstreich. Die Klosterpatres machten schon mehr Umstände, aber Beten und Bitten half zuletzt bei ihnen und Christoph wurde bald ein Ausbund von einem Studenten. So war's gut, und ich habe von diesen meinen Vettern manche Jahre gar nichts mehr vernommen.

Auf einmal kam der Pater Christoph — mit dem Religiosennamen Renatus geheißen, und es war mit Erlaubniß, mit besonderer von Rom, ein Jesuit aus ihm geworden — kam er also daher nach Konstanz in's Kollegium und besuchte mich, und ich hatte meine Freude an ihm, weil er so gelehrt und fromm war, und mein Vater selig, der dazumal noch lebte, war ebenfalls oft mit dem Pater zusammen und beichtete sogar bei ihm.

Nicht lang indessen und eines Abends kehrt der Pater bei mir an, ruft mich abseits und hält mir ganz kummervoll für, daß er nicht mehr zu Konstanz bleiben könne. Der liebe Gott habe ihm eine Versuchung auf den Hals geschickt, und er werde unterliegen und seine Seele ver-

derben, wenn er nicht zum Ausreißer werde. — Auf meine Fragen kam endlich die Bescherung heraus. Der abtrünnige Soldat hatte seinem Bruder, da er mit ihm tauschte, nicht die reine Wahrheit gesagt. Eine Liebschaft war ihm in der Garnison in die Quere gekommen. Wie man sich halt in jungen Jahren dumm anstellt. Die Person hat von dem Christoph nichts wissen wollen. Sie heirathe keinen Soldaten. Nimmt sich der das zu Herzen! „Wenn ich Dich nicht heirathen kann, so will ich gar nicht heirathen und lieber Kapuziner oder sonst was Geistliches werden!“ — Hat's gethan und Alles in seinem Herzen sauber zugedeckt, hat gemeint, jetzt sei's schon gut und Amen. Hat aber ohne den † † † bösen Feind gerechnet. — Die Person hatte inzwischen sich verehelicht mit einem nicht gar schönen, auch nicht jungen, aber geschickten Mann, mit einem kaiserlichen Beamten. Wer aber konnte denken, daß derselbige nach Freiburg im Breisgau versetzt werden würde und endlich von dort nach Konstanz? Doch war dem also und sein Weib kam zur Beicht in die Jesuitenkirche und schnurgerade zum Christoph, und sie haben sich gegenseitig erkannt. Das Stroh fing wieder Feuer und zwar dießmal von beiden Seiten. Weiß nicht, ob der Habit etwas gewirkt oder noch was Anderes? In Kurzem: der Pater war als wie ein Narr. „Ich muß fort, fort, sonst halt' ich's nicht aus!“ und was dem mehr.

Er hat's auch ausgeführt; die Erlaubniß, nach Rom zu reisen, erhalten. Ich habe ihm einiges Geld dazu geliehen, hat die Stricke des Satans zerrissen und zwei Seelen an einem Stück errettet. Ungefähr um dieselbe Zeit ist der Michel Einhart, Peter's Sohn, ein Para-

dieser und ein wohl schlimmer Gesell, in sich gegangen, seinen Lebenswandel geändert und, um dem Teufel nachdrücklichst die Herberg aufzukünden, nach Rom zum Jubiläum gewallfahrtet und derselbe ...

NB. Ich habe fast drei Wochen lang diese Schreiberei unterbrechen müssen, weil mir mein liebes Weib den Kummer gemacht und ist krank worden, nebst meinem kleinsten Töchterchen Walburg. Alle Zwei sind am Rand der Grube gewesen und ich habe schier keine Nachtruhe genossen; dabei viel Arbeit für die fürstbischöfliche Sommerresidenz im Schloß Hegne über mir gehabt. Aber der allbarmherzige Schöpfer des Himmels und der Erden hat gnädiglich geholfen, sammt der Fürbitte der heiligsten Mutter Gottes. Preis und Dank aus vollem Herzen. Daneben auch dem hochwürdigen Herrn Pfarrer zu St. Stephan, meinem lieben Herrn Schwager; dem Frater Damian von den Kapuzinern, der das rechte Remedium gebracht, da schon die Herren Doktoren Mutter und Kind verloren gegeben. Ich habe gestern vor Freuden im Roßgarten Wein getrunken und zwar nicht wenig. Passirt mir selten. Dießmal zu verzeihen. Heute setze ich meinen Bericht fort:

... und derselbe hat mir, da er wieder heimgekommen, erzählt, daß der Pater Renatus in ein Missionshaus getreten und bald hierauf zur Bekehrung der Heiden über's Meer verreiset. Wohin? hat der Paradieser nicht sagen können; weiß von der Erdbeschreibung so viel, wie mein Stemmeisen. — So bin ich wieder einige Jahre ohne Bericht vom Vetter Christoph geblieben, sowie von den Anderen. Was jetzt kommt, hat mir erst kürzlich der Pater Renatus selber mitgetheilt.

Also: er ist gewesen zu Schiff tief in Afrika auf portugalesischem Boden und dann wieder auf ein paar Inseln nicht weit von Amerika, und auf der einen hat er das heilige Evangelium gepredigt, wäre aber bei einem Haar schlecht weggekommen. Einige bösartige Heiden wollten ihm ernsthaft an's Leben, und es war ein Glück, daß eben der König der Insel, der von dem Missionär gehört hatte, im Anmarsch war, um seiner Predigt anzuwohnen. Der König befreite den armen Pater und versorgte ihn mit aller Nothdurft, bedeckte ihn mit seinem Schutzmantel, der im Grunde doch immer nur derjenige der Mutter aller Gnaden war. Ehre Gott in der Höh'!

Nun aber ist derselbige König der Bruder des Christoph gewesen; eben der faule nichtsnutzige Knecht Steffel, der zu gar nichts als zum Stiefelputzen zu brauchen gewesen. Drum hat ihn sein Herr zu London in England wegen einer Trülerei, wie's die Schweizer nennen, aus dem Dienst gejagt, und ist er auf dem Pflaster gesessen und zur Nachtzeit zum Matrosen weggefangen worden, zu Schiff gebracht und nach Indien oder gar nach China geführt. Später sollten sie was in Amerika verrichten. Hatten einen harten Kapitän und dergleichen andere Offiziere, die selber Alles auffraßen und die Mannschaft Mangel leiden ließen. Derowegen haben die Matrosen unter sich was ausgesponnen und wollten die Befehlshaber bei schicklicher Gelegenheit in den Bock spannen. Aber mit dem Spinnen und Spannen war's nichts. Ein falscher Bruder hat Alles verrathen. Einer von den Rädleinsführern ist gehenkt worden, ein anderer gekielholt — eine wüste Korrektion, nach der Beschreibung — und mein Vetter Steffel aus Gnade auf eine, wie

sie glaubten, wüste Insel ausgesetzt worden zum Verhungern oder Selbstumbringen. Der liebe Gott war aber bei ihm und sandte ihm gleichsam einen Raben, der ihn wundersam erhielt, bis die Wilden, die auf der andern Seite der Insel wohnten, ihn fanden und bei ihnen aufnahmen. Der Steffel lehrte denen Karaiben, oder wie sie sonst heißen, allerlei nützliche Sachen und traktirte sie so majestätisch, daß die Tochter des alten Königs ihn heirathete, und das Regiment an ihn kam, als der Alte das Zeitliche gesegnete.

Nun war der Pater noch nicht lange bei seinem Bruder König, so kam ein portugalesisches Schiff zufällig an's Ufer, weil ihm das Wasser ausgegangen war. Es hatte Soldaten am Bord, die nach Europa zurückgingen, und ein Offizier von denselben war der dritte Bruder, der Valentin. — Das ist einmal wunderbar! Wenn eine alte Großmutter hinterm Ofen ihren Kindeskindern das erzählte, so würden die jungen Schnaufer sagen, das sei geradezu verlogen, und doch ists die reine Wahrheit. So lang die wilde Insel steht, ist solche Freude darauf noch nicht erlebt worden! Aber die Bitterkeit kam hinterdrein. Denn der Valentin persuadirte den Renatus, er solle wieder mit ihm nach der alten Welt abfahren, weil der Pater am Heimweh herumsiechte und frei gestorben wäre, hätte er sich nicht vom heißen Land getrennt. Der arme König blieb allein zurück, und nicht lange, so hatte er das Heimweh nach den Brüdern, nahm Urlaub von Frau und Kindern und fuhr auf einem französischen Schiff davon. Sein königlicher Schatz muß nicht groß gewesen sein, denn er hat sich durch ganz Frankreich, deßgleichen in Mannheim, Heidelberg und

Frankreich für Geld sehen lassen, und ein reichliches Reisegeld, auch etwas Kapital erübrigt. Weil also Konstanz so wohl gelegen, daß man nach Bayern und Welschland nicht weit hat und so umgekehrt, hat König Steffel seine Brüder und Verwandte in unsere Stadt in den Adler beschieden; sind jedoch wenige zusammenkommen; der nunmehrige Exjesuit Renatus oder Christoph, und der jetzt im Venedigerdienst befindliche Valentin, Capitano d'Armi. Der Weilheimer hat sagen lassen, er habe keine Freude an einem zum Heiden gewordenen Bruder, — wenn schon das grundfalsch ist — und die anderen Blutsfreunde hier und in Zell, in Litzelstetten und Buchhorn ließen sich stolz und hoffärtig vermelden, indem sich der Steffel habe um's Geld sehen lassen! Gott vergebe ihnen die unchristliche Härte!

Der Steffel ist aber der Alte, wenn er schon aussieht wie ein Waldteufel und die Gassenbuben hinter ihm dreinziehen wie bei der Prozession. Und ich habe nicht genug den Finger der Vorsehung bewundern können, der da machte, daß just aus dem Stiefelputzer ein König, just aus dem Dragoner ein geistlicher Herr und umgekehrt aus dem geistlichen Studenten ein tapferer Soldat und Offizier geworden ist.

Wie aber doch des Menschen Herz so wunderlich beschaffen! Trat da der Pater zum ersten Mal wieder seit Jahren in meine Stube, hat mir kaum den Segen und die Hand recht ertheilt und gegeben, und schon war seine erste Frage: „Wie geht's der Frau Rosalia?" — Da mußt' ich seufzen und zeigte gen Himmel. Seit ungefähr einem Jahr nämlich war sie todt. — Erschrecken und trotzdem heiter werden wie ein Engel, war beim

Vetter eins. — „Wohl ihr — und wohl mir!“ Weiter sagte er nichts und drehte sich gegen's Fenster. Mich verdroß sein Betragen. Es kam mir so grob und lieblos vor. Wenn Einer etwas hergeben muß, was er nicht behalten darf, so zerschlägt er's etwa selber mit frechem Muth und sagt: So soll's Niemand haben eher als ich nicht! Und eines Menschen Leben ist doch keine Kleinigkeit! — Wie ich mich aber nach dem Pater umschaue, so schleichen ihm dicke Thränen über die Backe, und er regte die Lippen und betete still mit gefaltenen Händen. Das gefiel mir schon besser. Hierauf nicht lange fragt er mich: „Und ihr Herr?“ — „Sie haben ihn wieder in's Oesterreich geschickt.“ — „Desto besser,“ sagte er; „so darf ich hier bei euch verweilen. Vielleicht finde ich bei der Schule ein Unterkommen, oder ich begnüge mich mit meinem kargen Pensionsbrod. Wo liegt die Frau?“ — „Auf dem Schotten,“ sage ich. — „Seid so gut, Vetter,“ sagt nun er ganz vergnügt, „und macht's mit dem Todtengräber aus, daß er Blumen auf ihren Grabhügel pflanze und den Ort recht schön pflege. Wenn ich's thäte, würden die Leute Aergerniß daran nehmen. Sagt, der Wittwer habe es bei Euch so bestellt.“

Ich hab' ihm's versprochen und mein Wort gehalten. Eine Todte zu ehren ist wohl keine Sünde . .

Um das Jahr 1780 schrieb Gebhard noch die paar Zeilen, die da folgen:

Der König von der wilden Insel ist seiner Zeit richtig wieder verreist, um sein Weib und seine Prinzen wiederzusehen, und nichts mehr von ihm vernommen worden. Gott wolle ihn behütet und geleitet haben. Der Venediger Valentin ist, so viel ich weiß, noch am Leben

und im alten Stand. Gestern jedoch haben wir den Pater Renatus zur ewigen Ruhe getragen. Jämmerlich abgezehrt, hat er sich's doch nicht nehmen lassen und alle Abende am Grab der Rosalia gebetet, ist auch daneben todt gefunden worden. Die Abendluft hat ihn niedergelegt wie ein welkes Blatt. Nach meinem Wunsch haben sie ihn gerade gegenüber von der Rosalia zur Erde bestattet. Gott tröste ihn! Die vielen Armen und Bedrängten, die er hier getröstet und erquickt, weinen auf seinem Hügel und so lang ich lebe, will ich die Blumen auf der andern Seite zu pflegen nicht unterlassen. Ich habe ihm einen schönen Sarg gemacht mit Kelch und Kreuz von Messing und mit Handhaben. Kostet mich selber dreizehn Gulden und fünfzig Kreuzer an baaren Auslagen. Thut aber nichts. Ehre, dem Ehre gebührt. Der Himmel vergelt' es meinen Kindern. Amen.

Die schwarze Mex hatte Obiges ihrem Bruder Fridolin vorgelesen beim traulichen Scheine der Abendkerze. Sie schwieg nun, machte das Buch zu und legte ihre Hand auf den Kopf des Zuhörers, den er tief auf die Brust gesenkt hatte, dasitzend mit übereinandergeschlagenen Armen.

„Nun, Fridele, was simulirst Du jetzt?"

„Hm, ich denke, daß der Pater Christoph ein recht sehr starker Mann gewesen."

„Richtig. Glaubst Du aber, Du könntest bei redlichem Willen nicht dasselbe vollführen? und Deine Lage ist doch nicht so schwer wie die seinige."

„Ach, liebe Mex, am Willen fehlt es nicht, und

der Himmel wird mir auch zum Vollbringen helfen, ich zweifle nicht. Habe nur ein bischen Geduld mit mir. Es wird sich schon Alles geben. Hätte nur der verzweifelte Merkel die überlinger Arbeit übernommen! Aber der halsstarrige, faule Mensch hat es rund abgeschlagen. So wird's noch manche Versuchung absetzen. Indessen — fürchte Dich nicht wegen meiner, liebe Schwester. Ich will den Pater Christoph nicht vergessen."

„Gott gebe das, lieber Bruder. Ein gutes Beispiel hilft mehr, als zehn Predigten."

Fridolin richtete sich empor, fuhr mit den Händen über Stirn und Schläfe, und zwang sich, aus dem Kreise der ihn belästigenden Gedanken zu springen. „Wo steckt denn das Klärel?" fragte er, um nur etwas Anderes auf's Tapet zu bringen.

„So viel ich weiß, ist sie zum Rath Muselmann in die Abendvisite gegangen. Die Alois ist von Meersburg heimgekommen, unfehlbar mit einem ganzen Sack voll boshafter Klatschereien, und Klara hört leider gar zu gern dergleichen Spott- und Neidgerätsch."

„Ei was! Laß ihr die Freude. Ist sie doch selber ein gutes Kind, das vom Nebenmenschen nicht übel redet. Indessen, wenn mich mein Ohr nicht betrügt, so höre ich Jemand im Hause umhergehen. Der neue Zimmerherr ist doch noch nicht eingezogen?"

„Erst morgen wird er's thun, so viel ich gehört habe. Das Klärel hat sich heute recht abgemüdet, um dem fremden Herrn seine Stube recht wohnlich einzurichten."

„Das ist auch ihr Amt. Sie hat Geschmack in

solchen Dingen, und wenn man einmal einen Mieth-
mann in's Haus nimmt, so ist es Schuldigkeit, ihn so
bequem zu setzen als möglich. Dafür gibt er sein Geld.
— Aber, wie gesagt, es steigt Jemand die Treppe her-
auf. Erlaube mir das Licht. Ich will nachsehen."

„Gewiß hat die leichtsinnige Veronika die Hausthür
offen gelassen. Die achtet auf keine Ordnung, und bald
hat sie das Unglück bei der Zuckerbäckerin, um zu land-
tagen, oder, wie ich fürchte, bei irgend einem Ständer-
ling mit einem Burschen. Das Mädel ist in dieser
Art nicht sauber, glaub' mir."

„Da hast Du aufzupassen; das geht mich nichts an."
— Fridolin war indessen mit dem Lichte zur Thüre ge-
gangen und öffnete dieselbe dem Besuch, der sich auf der
Schwelle ihm vorstellte.

Siebentes Kapitel.

Wieder ein fremder Herr.

Ein junger Mann mit modischem Langhaar und Bart führte sich mit einem bescheidenen Kompliment in das Zimmer ein.

„Ich habe die Ehre, den Herrn Schwertberger zu sprechen?" fragte er etwas nachdrücklich.

Mex machte sich ein bischen unwirrsch zum Abzug fertig. „Welch' eine Manier," sagte sie bei sich selber, „die Leute zur Nachtzeit mit Besuchen zu molestiren! Es ist keine Lebensart mehr in den Menschen." Machte dem Fremden einen kurzen Knix und entfernte sich mit den Worten: „Vergiß nicht, lieber Fridolin, auf das Nachtessen, hörst Du?"

„Ihre Gemahlin?" fragte der fremde Herr, den Knix mit tiefem Bückling erwiedernd.

„Meine Schwester," entgegnete Fridolin, wies dem Besucher einen Stuhl an und setzte bei: „Sie sind am rechten Orte. Womit kann ich dienen?"

„Mein Besuch," begann der Herr mit der obigen Nachdrücklichkeit, indem er die Beine kreuzte, die Hände über dem Hut auf seinen Knieen zusammenlegte und

seine Finger knacken machte — „mein Besuch galt eigentlich dem Herr von Pavianowitsch, der nach Aussage meines Lohnbedienten in Ihrem Hause eine Wohnung gemiethet. Ihr Dienstmädchen hat mich über diesen Punkt aufgeklärt. Ich werde den genannten Herrn morgen oder übermorgen antreffen können. Indessen habe ich nicht unterlassen wollen, Ihnen meinen Willkommgruß als einem Bekannten darzubringen."

Fridolin, der über der etwas orientalischen Betonung der Anrede ein bischen studirte, versetzte: „Als einem Bekannten? Ich muß Sie um Ihren werthen Namen bitten, denn Ihrer Person weiß ich mich — Sie verzeihen — im Augenblick nicht gleich zu erinnern."

„Ist's denn möglich? Und doch sind kaum einige Tage verstrichen, seit wir uns als nahe Nachbarn kennen lernten? Sie besinnen sich nicht? Ich habe das Glück gehabt, einige Stationen weit mit Ihnen im Coupé des Eilwagens zu sitzen. In Stockach trennten Sie sich von unserem Wagen. Ich sah Sie nicht mehr. Da ich nun aber hier einige Zeit zu verweilen gedenke und so viel Rühmliches von Ihnen erfahren habe, so wünschte ich ..."

„Rühmliches, von mir? Sie scherzen wohl, mein Herr, und immer noch weiß ich mich nicht zu entsinnen ..."

„Mein Gott, nichts liegt Ihnen näher als das. Wissen Sie noch? unser Zusammentreffen in Offenburg? Der polnische Offizier, der mit mir zugleich einstieg? O, ich versichere Ihnen, der Oberst Mrzyski ist ein ausgezeichneter Mann. Auch er wird hier verweilen und Ruhe finden, nachdem er in Don Karlos' Hauptquartier allen Täuschungen Valet gesagt und von dem absoluten König so elend belohnt worden ...."

„Ich erinnere mich jetzt so halb und halb, sowohl des Polen, als auch Ihrer Person. Entschuldigen Sie den Mangel an Aufmerksamkeit und Gedächtniß. Dazumal war ich verloren im Glück, das ich hier zu finden hoffte. In Stockach vergaß ich vollends vor Kummer und Schmerz, was mich umgeben hatte."

„Ich weiß, ich weiß. Sie haben einen Verwandten plötzlich durch jähen Tod verloren?"

„Meinen Vater."

„So, so, Ihren Vater! Freilich dann sind Sie entschuldigt. Ich hätte sonst nicht begreifen können . . . ich darf sagen, daß meine Persönlichkeit nicht bald von Jemand, der mich nur einmal gesehen, vergessen sei worden. Was wollen Sie aber? Wem die Natur ein auffallendes Gesicht und die Verhältnisse einen Namen gegeben . . .! Ich heiße Doktor Gumperz, bin ein Privatgelehrter und ein glühender Anhänger und Herold der Freisinnigkeit, ein Apostel der Ideen unseres Jahrhunderts. Ich bin vielfach verkannt worden . . . bin jedoch, Gott sei Dank! auch viel gekannt und anerkannt. Mein Bürgerkatechismus wird Ihnen schon vor Augen gekommen sein? Von meinen Festreden in Mühlhausen haben Sie ohne Zweifel gehört? Meine Triumphe in der Pfalz sind kein Geheimniß, denke ich? Der Fackelzug, den sie mir zu Heidelberg brachten, hat, so meine ich, weit genug in's Land hinaus geleuchtet? Doktor Leo Gumperz also, zu Ihren Diensten; Doktor Gumperz aus Schleswig."

„Freut mich ungemein; sehr geschmeichelt . . . Worin kann ich Ihnen gefällig sein?"

„Glauben Sie ja nicht," hob der Doktor mit noch

feierlicherem Ton an, „daß ich in irgend einer trivialen Geschäftsangelegenheit zu Ihnen komme. Bewahre der Himmel! Ich liebe zwar schwärmerisch die Leute, die mit ihrer Hände Fleiß, mit ihrer Hände Schweiß der undankbaren Gesellschaft ihre Existenz abgewinnen, und sich nicht kümmern um des stolzen Hochpöbels Verachtung, wenn schon sie jenem das Blutgeld opfern, von dem er sich feist schmaust . . .; ich liebe die Männer der That und des Tagwerks, allein mit ihren Gewerben habe ich nichts zu schaffen, sondern mit den wichtigsten Interessen der Menschheit."

Der Doktor rollte wie ein Verzückter die Augen, wurde aber alsobald wieder ruhig, um zu beobachten, welchen Eindruck er auf seinen Zuhörer gemacht.

Nach einer kleinen Pause bemerkte Fridolin lächelnd: „Sie reden ein bischen hoch und gelehrt mit einem schlichten Schreinermeister. Ich verstehe zwar recht gut, daß Sie nicht Kommoden, Tische oder Bettstellen aus meiner Werkstatt wünschen, aber was Sie eigentlich meinen, weiß ich nicht. Wollen Sie vielleicht für irgend einen wohlthätigen Zweck, etwa für einen ohne sein Verschulden in drückende Verlegenheit gerathenen Menschen, für eine bedrängte Familie bei mir das Wort der Nächstenliebe führen . . .? Wohlan, meine Mittel sind gering, aber ich verweigere mein Scherflein gewiß nie dem Bedürftigen . . ."

Gumperz zögerte ein wenig mit der Antwort. Der Bescheid des Schreiners schien ihm einzuleuchten. Doch nach kurzem Besinnen rümpfte er die Nase und mit aufgeworfenen Lippen ließ er sich vernehmen: „Ihre Gesinnungen, was jenen Punkt betrifft, machen Ihnen

Ehre in unserer materiellen Zeit, doch ist ein Almosen immer selbst nur ein sehr materielles Anerbieten. Ich appellire dagegen an Ihren Geist, an Ihre Seele, an Ihr deutsches Gemüth, an Ihr deutsches Herz. Ich bin freilich ein Missionär der Bruderliebe, aber es hat meine Sendung nichts zu thun mit Gold und Silber, das Metall müßte denn einem höhern Zwecke der Idee, der Freiheit, den unvergänglichen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit dienstbar gewidmet sein."

„Hm, hm!" hüstelte Fridolin und resignirte sich auf Weiteres mit niedergeschlagenen Augen.

„Sie werden sich vielleicht wundern," fuhr der Herr Doktor fort, „daß ich, aus weiter Ferne kommend, meinen Anker werfe am äußersten Strand im Süden unseres Vaterlandes? Es gäbe wohl hie und da gelehrte Leute, die mich einen Fremden schelten würden, weil mein Volksstamm dem dänischen Szepter gehorcht, gehorchen muß. Weil die süße Sprache des Vaterlands dort in äußerster Gefahr steht, und dennoch macht nur die Sprache das Volk. Aber von einem einfachen Handwerksmann habe ich solche Kniffe des Uebelwollens nicht zu fürchten. Dort ist Deutschland, hier ist Deutschland. Ich bin aber deutsch, Gott soll's wissen! Ich bin Patriot. Gott, was für ein Patriot! Ich bin gepilgert vom Norden in den Süden und habe geschleift meine Ketten sichtbar durch alle Länder deutscher Zunge. Ich bin gegangen weg aus dem Zwinger meiner kleinen Heimat, um zu predigen unser Aller Elend in der großen Heimat. Und wenn ich wäre und wäre immer gewesen ein Fremdling überall . . . was thu' ich damit, wenn ich doch nur die Wahrheit predige? Ist doch auch die französische

Revolution anfänglich eine fremde gewesen für die ganze Welt und hat doch gute Geschäfte gemacht schier überall."

Herr Gumperz hatte nicht bemerkt, daß er in der Hitze des Gesprächs seiner großartigen Beredsamkeit den Abschied gegeben und dafür ein ziemlich gemeines Trödeljargon gebraucht. Das erstaunt lächelnde Aufblicken Fridolin's erinnerte ihn, daß ihm Menschliches passirt sein möchte, und er sammelte sich alsbald und fuhr fort auf ziemliche Weise:

„Ich habe also mit Vorbedacht und zugleich mit Unbefangenheit gerade hier meinen Kahn angebunden, meine Hütte errichtet, meine Kanzel erbaut; denn ich will von hier aus reden, zürnen, alle Elemente bewegen. Schon einmal hat Konstanz das Signal zur allgemeinen Welterschütterung gegeben, und in diesem Winkel gerade finde auch ich — ich zweifle nicht — die Stelle, die Maupertuis sich wünschte, seines Hebels Kraft zu erproben und die Erde aus ihren Angeln zu lüpfen. — Ich werde hier eine Zeitung herausgeben!!!"

Es war ein unbeschreiblich erhabener Moment, der von Gumperz' Offenbarung, und, als wär's bestellt gewesen, donnerte dazu ein lang verhallendes Gepolter durch's Haus. Ueber dieselbe Treppe, die vor kurzer Zeit der fette Wapler mit den Pappschachteln des schlanken Elias gemessen, purzelten die Lehrbuben Pelag und Stannes, von einem geheimen Lauergang zwischen Klara's und Pavianowitsch's Zimmern zurückkehrend. Viel Lärm und wenig dahinter. Die biegsamen Knochen der Buben erlitten keinen Schaden. Eine kleine Brausche auf Pelag's Stirne war das einzige Resultat der Begebenheit. Des Bregenzers Waldschädel blieb dagegen unversehrt,

wie die Billardkugel beim ersten Stoß, den sie auf dem grünen Feld empfängt.

Nachdem sich der Lärm gelegt, sprach Fridolin, dem es vorkam, als hätte gerade vor seinen Füßen der bewußte Berg die Maus geboren: „Eine Zeitung? Ah so! Ich dachte gar ... Doch wünsche ich Ihnen dazu Glück. Was soll ich jedoch dabei thun?“

Nun entwickelte Gumperz, auf dem hohen Pferde seiner Spekulation sitzend, ein niedlich ausgedüfteltes Aktiensystem, das nothwendigsterweise fünfzehn bis zwanzig Prozente und ungeheure Gewinnstdividenden abwerfen würde, engagirte den Fridolin, Aktien zu nehmen, je mehr je lieber, und im Kreise seiner Bekannten Theilnehmer und Abonnenten zu werben.

„Mein Blatt,“ rief er, „ist ein Bedürfniß. Seit die Welt steht, hat es in ihr keine Lücke gegeben, derjenigen zu vergleichen, die mein Blatt auszufüllen berufen ist. Ich werde sie stopfen — beim Himmel — ich werd' es! Genügender füllte nicht Curtius den pesthauchenden Abgrund zu Rom. Mit Roß und Mann werf' ich mich in's Gefecht, in die Schlacht, in die Explosion. Denn knallen muß es, wenn der grobe, dumme deutsche Michel hören und begreifen soll, was ihm frommt. Freiheit, Reform, Wiedergeburt! Wiedergeburt, sag' ich, oder Tod; ein Drittes gibt's nicht, das ist Faktum. Und gerade weil Napoleon, der heuchlerische Tyrann, und nach ihm Andere gesagt haben: ‚Alles für das Volk und nichts durch das Volk,‘ gerade deßhalb sage ich: Alles durch's Volk, dann wird's erst für's Volk sein, was geschieht, — und wieder deßhalb wende ich mich hieher, nicht an den im Vorurtheil erstarrten Adel, nicht

an die sterile, eingejochte Beamtenschaft, aber an den Bürger, der hier Schweizerluft athmet und mit ihr den Schweizersinn. Weg mit den Advokaten, die sich zwar willig stellen, aber durch ihre eklen Sophismen jeden Brei verderben und sauer machen, was süß, und süß, was sauer werden soll. Weg mit den Bauern, dem mißtrauischen Geschlecht in fühlloser Elenhaut! Gott, warum sind hier unsere Leute — warum sind hier nicht Juden ansäßig? wollt' ich sagen. Juden sind per se schon freiheitseifrig, und sind doch reich und schießen vor und kleben aneinander wie ein Bündel goldener Pfeile! Aber was thu' ich damit? Sie sind nun einmal nicht da und doch brauch' ich Leute, denen der Freiheitsdrang klar und dicht aus unbefangener Brust und phantasiereichem Gehirn schießt als ein entzündender Strahl und Blitz. Darum will ich zu den Waffen rufen den Bürger in Masse. Vor allen Diejenigen der edlen Schaar, die sich hervorthun an Verdienst, an Weltkenntniß, an raschem Entschluß. Sie, mein wackerer Mann, sind Nummer Eins auf meiner Liste."

Da der begeisterte Doktor ein Weniges ausschnaufen mußte, gewann Fridolin Zeit, ihm ruhig zu entgegnen: „Ich bedaure, mein Herr. Wer Ihnen die Liste entwarf, hat sich oder Sie betrogen. Ich habe keine Verdienste, keinen Charakter von Einfluß aufzuweisen. Wenn auch an der Spitze eines langbestehenden Geschäfts, bin ich doch erst ein junger Anfänger, in meiner eigenen Heimat beinahe unbekannt. Wer sollte auf mich hören, wer nach meinem Beispiel sich richten? Und endlich, um ganz aufrichtig zu sein: ich wäre in keinem Fall Ihr Mann. Die Unternehmung, wozu Sie mich ein-

laden, scheint mir nicht passend, keineswegs sicher; und wäre sie's, ich böte nicht die Hand dazu."

„Nicht passend?" rief der Doktor halb entrüstet, „in unserer Zeit, die mit feurigen Zungen redet, die sich aufarbeitet riesig und gepanzert aus dem Grabe, das ihr der Despotismus und die Raubsucht bereitete? Nicht sicher? O, Sie spaßen. Die Aktie kostet nur lumpige fünfzig Gulden. Nehmen Sie deren ein Dutzend, berechne ich sie Ihnen per fünfundvierzig. Schaffen Sie mir Theilnehmer, geb' ich Ihnen für eine jede angebrachte Aktie fünf Gulden Provision blank und baar auf die Hand. Ich denke, das wäre ein Geschäft, das wären Prozentchen! Sie gewinnen, auf Ehre, Sie gewinnen im Augenblick schönes, klingendes Geld, und baar Geld lacht und Ihr Ruhm wird dabei sein glänzender als Gold und Diamant!"

„Sie haben überhört," versetzte Fridolin aufstehend und somit die Verhandlung abbrechend, „daß in keinem Fall ich zu Ihrer Industrie die Hand bieten würde. Ich bin nicht von Ihrer Farbe oder Partei, wie Sie's heißen mögen. Mein Horizont ist vielleicht beschränkt, doch hat mich die Natur einmal so und nicht anders in die Welt gestellt. Friede, Freiheit so viel als recht und billig, viel Arbeit und ein ruhig Gewissen, das ist, was mir und jedem stillen Bürger Noth thut. Richtig Maß besteht, Uebermaß vergeht."

„Moderata durant, sagen wir Gelehrte," bemerkte Gumperz plötzlich, da er sich majestätisch erhob. „Meinetwegen, Herr Schwertberger. Es ist einmal so. Der Hahn im Hofe versteht nichts vom Adlerflug. Wir können nicht Alle Alles. Erlauben Sie jedoch, daß ich

mich billig verwundere, aus Ihrem Munde dergleichen zahme, altbürgerliche und abgegriffene Sprüche zu vernehmen. Waren Sie nicht jahrelang in Paris? Gott, wenn i ch so glücklich gewesen wäre! Paris, Frankreich, die Wiege der Wiedergeburt der unveräußerlichen Menschenrechte im alten Europa! In Paris gewesen sein und dann zu Hause vom unerquicklichen Frieden, von homöopathisch zugemessener Freiheit — Gott behüte sie! — von unaufhörlicher Frohnarbeit und eingefrorenem Gewissen reden ... verzeihen Sie, i ch fasse das nicht. Was in aller Welt, lieber Meister — ohne Sie beleidigen zu wollen — was haben Sie in Paris gelernt, lieber Meister?"

Ein Anderer hätte sich vielleicht ob der Geringschätzung, die jetzt Herr Gumperz in seine spöttliche Frage legte, geärgert und seine Antwort mit dürrem Holz gegeben; aber Fridolin, über dessen Gesicht eine Art von Verklärung fuhr, nahm vertraulich den unartigen Frager bei einem Rockknopf und sprach zu ihm: „Das will ich Ihnen sagen, Herr Doktor. In Paris hab' ich gelernt, mein Vaterland so recht von Herzen zu lieben. Das können Sie mir glauben, und Sie wissen recht gut, daß der Feind den besten Lehrmeister abgibt. Und ich liebe Deutschland und Baden und meine kleine Heimat dergestalt, daß ich Alles für sie hingäbe, Glied für Glied, den letzten Pfennig, was mir lieb ist auf Erden; denn das Vaterland ist schön und groß mit all' seinen Mängeln, und ein ehrlicher Mann ist da vollkommen zu Hause und darf sich des Hauses nicht schämen, wenn auch die Spötter umher seiner lachen und die Prahler die Zähne fletschen. Was Frankreich und

England nicht sind, das ist Deutschland, und eben deßwegen gefällt mir's wohl. Und weil mir's gefällt, will ich das Haus in Ruh' und Frieden bewohnen und nicht selber in's Dach den Brand werfen, der den Feind zur Plünderung lockt. — Da haben Sie die Kluft, die mich von Ihnen trennt. Ich will, daß fortbestehe, was da lebt, und vertraue beherzt alles Uebrige der Zeit und dem lieben Gott; denn die Zeit legt Alles zurecht und Gott regiert die Zeit."

„Ja wohl, ja wohl," sagte Gumperz, sich von dem Redner losmachend; „wenn wir einmal auf das Kapitel von Gott und Zeit kommen, so sind wir fertig, lieber Meister, und dürfen uns gegenseitig ‚wohl zu schlafen' wünschen. Nicht wahr, lieber Meister, Alles beim Alten gelassen und ‚gute Nacht'? Ist's so recht, lieber Meister?"

„Lieber Herr, antworte ich Ihnen, und zwar redlich aus dem Grund meiner Seele; auch Sie wünschen alt zu werden und — so Gott will, wird's Ihnen nicht fehlen. Gott gebe Ihnen dann auch zur Seite ein Geschlecht, das ehrfurchtsvoll aufstehe vor Ihren Jahren, das kindlich fromm Ihre Schwächen und Gebrechen trage und entschuldige, das heiter und bereitwillig Ihnen seine Pflicht thue und nicht von seinen Rechten Ihnen vorbramarbasire. Mir hat einmal ein lieber Mann gesagt, auf jedes Recht eines Bürgers komme eine siebenfache Pflicht, und ich glaube, daß er die Wahrheit sagte. Wer nur nach Rechten strebt und nicht nach Pflichten, gehe in die Wüste hinaus und sei auf seine Faust meinetwegen frei auf tausend Meilen in der Runde; aber er störe nicht den Gang der Gesellschaft durch lächerliche Klagen, denn das wäre pure Narrheit; viel

weniger aber rüttle er in den Reihen seiner Brüder die wilde Zwietracht auf, denn das wäre ein Verbrechen!"

„Potz tausend! Sie reden ja wie ein Buch, lieber Meister, wie ein Buch, das man in die Kreuz und Quere durchliest!"

„Das eben hab' ich in Paris in den Handwerkerklubs gelernt und einem unstudirten Bürgersmann verzeihen Sie schon das Schwatzen. Es ist unsere Gewohnheit, wenn wir einmal in Zug kommen, und was wir im Kopf und auf dem Herzen haben, kömmt dann bunt und durcheinander zum Vorschein. Wenn ich indessen konfus rede, so meine ich's doch ehrlich, und das ist nicht von einem Jeden zu sagen, der sich als Leithammel vorn an's Volk stellt und seinen eigenen Brei kocht, während er dem Volk glauben macht, er opfere sich für's Wohl desselben. Oder meinen Sie, der Bürgersmann sei überall so dumm und merke nicht, wozu ihn seine verschmitzten Rathgeber mißbrauchen möchten? O nein, und selbst die Verblendeten unter uns bleiben's nicht in Ewigkeit. Er wird eine Zeit kommen ... Aber halt! ich langweile Sie schon allzu sehr und also damit gut. Wir bleiben gute Freunde, Herr Doktor, wenn ich auch von Ihnen keine Aktie nehme und nicht einmal auf Ihre Zeitung abonnire. Sie werden ohne mich zurecht kommen, bild' ich mir ein. Für den Besuch seien Sie bedankt und kann ich einmal mit etwas Anderem dienen, so befehlen Sie. Für Ihre Politik bin ich allerdings verdorben, aber es ist doch nicht Alles an mir unnütz."

„Ich glaub's, ich glaub's," sagte Herr Gumperz etwas alterirt und einen Blick auf Fridolin's starke

Hände werfend. Machte alsdann sein Kompliment, sprach den Abendgruß und eilte, daß er fortkam. „Welch' ein Kerl!" brummte er mürrisch in den Bart, als er auf die Straße trat, „welch' ein Galimatias! Ich glaube, meiner Seel', daß der Bursche nur darum so kraut- und rübenheimisch durcheinander faselte, um mir indirekt wackere Grobheiten in den Bart werfen zu können. Dumm ist er einmal nicht. Aber dergleichen konservative Gesellen muß man nicht aufkommen lassen. Gott, ich will dir machen warm, Meister Hobelmann! Werd' ich doch festen Fuß fassen hier auf eine und die andere Manier, und hernach paß auf, du Sentenzenkrämer, ich rufe die Philister über dich. Wehe, wehe!"

Während der Doktor im Finstern und ganz heimlich seiner Galle Luft machte, schaute Mex in Fridolin's Gemach und fragte ihn, der vor sich hin lachend auf- und abging: „Ist der Mensch einmal fort?"

„Fort, fort, und wird uns, denk' ich, ferner nicht inkommodiren!" erwiederte Fridolin ganz vergnügt; „der gelehrte Herr mag den verschrobenen Bürgersmann in Ruhe lassen."

„Amen," sagte Mex im Einverständniß. „Um so besser wird Dir jetzt die Suppe schmecken, Fridolin. Ich habe Dir eine herrliche gekocht, wie Du sie liebst, und der Nierenbraten ist eben fertig geworden."

„Ich bin bei der Hand, lieb Mexle. Ist denn das Klärel daheim?"

„Sie ist just eingetroffen und legt ihren Visitenstaat ab! Unter uns gesagt, Fridele: Du solltest der Klara einige Bescheidenheit und Oekonomie in ihrem Putzwesen anempfehlen. Ich fürchte, sie will zu hoch

hinaus. Eine Bürgerstochter ist doch einmal kein adeliges Fräulein. Es ist noch nicht lange, so ging die Klara noch ganz wohlanständig, wie sich's gehört, aus und ein. Aber seit des Vaters Tod vergeht nicht ein Sonntag, wo sie nicht irgend einen Lappen, irgend ein Fähnchen ihrem Staate beifügte. Sie ist eitel, mitten im Leid, möchte gern die große Dame spielen und weiß nicht, wie viel sie sich schadet."

Fridolin hielt der eifernden Hausregentin den Mund zu und scherzte: „Ta, ta, ta . . .! ei, das geht ja wie am Rädlein! Willst Du aufhören? Ist die Klara nicht jung und hübsch, und darf sich ein hübsches Mädel nicht auch manchmal, ihr und Anderen zur Freude, aufputzen? Geh', geh' . . . stell' Dich nicht so griesgram an. Du bist nicht halb so böse, als Du zu sein vorgibst. Geh', geh', sei artig und lach' einmal, statt zu räsonniren. Lache, Merlein mein, oder ich sage aller Welt, daß es schon bei Dir altjüngferlet."

„O pfui!" schmollte Mer, und in ihren strengen Augen thaute etwas wie eine Zähre. Der Scherz des so sehr geliebten Bruders hatte wehe gethan. Darum, schnell bekümmert, erfaßte Fridolin die Schwester mit sanfter Hand am Kinn, drehte ihr Antlitz, das sich grollend abwenden wollte, wieder in den Bereich seiner versöhnlichen Blicke und gab der Schmollenden einige herzliche Küsse, aber gerade so possenhaft und schmatzig, wie er als Bube gethan, wenn Mer von ihm ein Küßchen begehrte und er nur dann sich dazu herabließ, wann sie ihm einen Kreuzer oder Halbbatzen für die Gunst des Kindskopfs zugesichert hatte. — Die Möglichkeit, ferner zu zürnen! — Mer erwiederte den

Schmeichelspaß und flüsterte begütigt: „Du Böswicht, wie sieht's doch so buntüberecks in Deinem Kopf aus!“ Und heiter langten sie beim Abendtisch an.

Klara hatte sich schon dabei eingefunden und ihre Kellnerpflichten erfüllt. Ihrem Bruder den Trunk kredenzend, plauderte sie viel von den Töchtern des Raths Muselmann, von der gernkranken Fränz, von der ungattigen und lästerlustigen Alois, von dem dummen Ladendiener des Raths, von tausenderlei Dingen, die sich begeben und vielleicht auch nicht begeben. Sie lächelte und lachte, machte des Scherzes genug. Demungeachtet steckte ihr etwas Geheimes und Unangenehmes im Kopf, und wer mit ihren Manieren bekannt war, konnte das leicht merken. Somit entging auch nicht dem Bruder ihre nachdenkliche Befangenheit.

Viel zu mildgesinnt, um in Gegenwart der strengen Hofmeisterin Mex sein liebes Klärchen in die Frage zu nehmen, paßte er die Zeit ab, da Mex nach der Abendmahlzeit in die Küche zu treten und der leichtsinnigen Veronika die Verhaltungsbefehle für den nächstfolgenden Tag zu ertheilen und möglichst einzuprägen pflegte, eine Bemühung, die nicht so schnell abgethan wurde. — Näher an die Schwester rückend, sprach Fridolin zu ihr: „Was hast Du in Deinem Köpfchen, Klärel? Du bist zerstreut und ungeduldig. Leugne es nur nicht. Wenn sich's vielleicht um etwas mehr handeln sollte, als gerade nur um eine Mädchenlaune oder einen Toilettenverdruß, so vertraue mir Deinen kleinen Kummer; laß mich schauen in den Hinterhalt Deiner Gedanken. Wie Du weißt, bin ich Dir von Herzen gut und wünsche Deine Stirne stets heiter, Dein Gemüth zufrieden zu sehen.“

Klara's Wange flammte bei dieser Anrede hoch auf, ein Zeichen ihrer Verlegenheit. Dennoch zuckte ebenso schnell ein kaum bemerkbares Lächeln um ihren Mund. Sie freute sich, eine Handhabe zu der Besprechung gefunden zu haben, die sie innerlichst mit Sehnsucht herbeigewünscht und wozu ein passendes Stichwort ihr noch nicht eingefallen.

Nach allerlei keineswegs ernstlich gemeinten Ausflüchten und Halbgeständnissen, an denen das weibliche Geschlecht so reich ist, sagte Klara endlich — wie es schien, recht von der Leber weg: „Ich ärgere mich, es schmerzt mich, daß ich so unwissend geblieben, daß mir so wenig gelehrt ist worden, just von den Dingen, die heutzutage einem jeden Frauenzimmer so nöthig sind, zu wissen."

„Wie meinst Du das?" hob Fridolin an, da Klara mit Vorbedacht ein wenig schwieg.

Das Mädchen schlug ihre hübschen Augen auf, richtete den Blick gen Himmel, faltete die weißen Hände und entgegnete: „Gott segne das Andenken unseres vortrefflichen Vaters! Wir verdanken dem Unersetzlichen Alles, lieber Bruder, das muß wahr sein, und wenn er an mir etwas versäumt hat, so ist es gewiß nicht seiner Nachlässigkeit oder seinem bösen Willen zuzuschreiben, sondern nur den Lebensansichten, die er aus seiner eigenen Jugend mitgenommen hat in die späteren Jahre. Man mag sagen was man will, in grauen Köpfen altelet es und blieben Herz und Gemüth noch so jung."

„Potz tausend!" dachte Fridolin ganz stille für sich, „ist das Klärel bei dem Gumperz in die Schule gegangen?"

„Ich rede just nur von meiner Erziehung,“ fuhr Klara fort. „Ich habe, wie's allhier gebräuchlich gewesen seit Anno Olim, im Kloster gelernt, was eben die Lehrfrauen selber wußten und was man nothdürftig in's Haus braucht: Stricken, Sticken, Flicken, Nähen, Schreiben, Lesen und 's bizzele Rechnen. Die Mutter vorerst, dann die Mex haben mir ein paar Vortheile in Haus- und Küchenbesorgung gezeigt . . . damit Punktum. Vor fünfzig Jahren brauchte eine Bürgerstochter nicht mehr als das, vor hundert Jahren brauchte sie nicht die Hälfte davon. Heute jedoch verlangt man mehr, viel mehr, und es vergeht beinahe kein Tag, der mir nicht eine Demüthigung meiner Unwissenheit brächte. Lieb's Fridele, das ist hart.“ Klara seufzte und das Schluchzen war nicht fern.

„Eine lange Vorrede,“ meinte Fridolin, „komm' zur Sache endlich. Die Mex wird gleich da sein.“

„Nun,“ trutzte plötzlich das seufzende Klärchen, „wenn sie da ist, so ist sie halt da und ich halte das Maul, damit gut. — Aber,“ setzte sie, einen wahren Zungengalopp anschlagend, hinzu — „und wenn die Schwarze noch so arg grumste und griesgrämte, wie unsere Schwarzwälderin sagt“ — Klara meinte die Veronika — „ich bliebe dabei, daß meine Bildung vernachlässigt worden ist. Ich sage nicht, daß der Vater mich hätte in eine Pension thun sollen, was da für Grattelgänse herauskommen, ist allbekannt. Ich sage nicht, daß ich hätte Klavier oder Guitarre lernen sollen, obschon des Seifensieders Töchter alle mit einander Klavier schlagen und nach Noten singen, und sind doch auch nur Bürgermädeln — die Blumeneder nicht minder spielt Walzer

wie ein Engel — aber recht feine Handarbeiten in Putz- und Galanteriesachen sollte ich machen können und vor Allem sollte ich französisch reden und meinetwegen 's bizzele englisch, auf dem Italienischen wollte ich gern nicht bestehen."

„Auf dem Chinesischen auch nicht," warf Fridolin lächelnd ein.

„Du bist ein schlimmer Spötter, Fridolin, aber ich habe doch Recht und tausendmal Recht. Die Nanette lacht mich aus, die Dorothee schaut mich vornehm über die Achsel an. Und, was mir einfällt, erst heut Abend bin ich bei einer Gelegenheit dagestanden wie das Kind bei'm Mues. Stell' Dir vor . . ."

„Aha, jetzt kömmt erst die eigentliche Geschichte. Dachte wohl, daß Dein Geplänkel bis daher nur blinder Lärm."

„Ich sitze bei Muselmann's Alois und sie erzählt mir Dieß und Das und die Fränz krächzt mir von ihren tausend Krankheiten und der dumme Ladenbursch macht mir verliebte Gesichter durch's Ladenfenster in das Stüble . . . der Herr Rath war aber noch nicht bei Hause, sondern auf dem Barbarossa . . ."

„Weiter, weiter, Klärel. Ich höre schon die Mer."

Klara flügelte nun ihre Worte wie Pfeile und redete sich, je mehr ihre Phantasie die Stelle der Wahrheit vertreten mußte, in hitzigern Eifer. „Da kommt eben die Prinzessin, die Dorothee, und weiß sich nicht zu lassen vor Schadenfreude und Muthwillen, und sagt: ‚Jetzt seht einmal an, was ich gerade bei der Dotterweich im Muff der Förster-Adele, der Flachskunkel, gefunden habe!' — So verlogen und affig auch die Do-

rothee ist, so hat sie doch mit der Flachskunkel überaus Recht, denn die Adele ist eine lange, unausstehliche Stange und bildet sich Sonn' und Mond auf ihre schönen blonden Haare ein, die doch gar nicht blond, sondern flachsweiß und dabei struppig wie Werg — — und also langt sie aus ihrem Beutel einen Zettel und sagt: ‚Den hat ein Herr aus der Gesellschaft in den Muff gestopft und es ist zärtlich zum Todtlachen. Lest einmal das Gewäsch.' — ‚Ich kann nicht Französisch,' sagt die Alois, und auch die Fränzl sagt: ‚Wenn nur der Vater daheim wäre, denn ich kann nicht „parlez-vous“ und der Settele, der Ladendiener, ist ein Schaf, wie der Spion von Villingen *).' Und alle beide Schwestern sagen darauf: ‚Lese Du, Dorothee, aber wohl auf deutsch. Du kannst's.' — Was that das freche Weibsbild, das spöttliche, Fridolin? Sie, die wohl weiß, wie's mit meinem Schulsack aussieht, langt gerade mir ganz unschuldig den Zettel hin und sagt: ‚Ich hab' jetzt nicht Zeit, ich muß noch in's Glockengießers. Laßt euch indessen den Zettel von Schwertberger's Klärel lesen.' — Und damit adje und gute Nacht und fort war sie, und mußte ich den beiden alten Mädeln gestehen, daß ich auf ein Haar so dumm bin, wie sie selber. Doch hab' ich den Zettel mit mir genommen und hab' Dich erstens bitten wollen, mir zu erlauben, das Französische wenigstens nachzuholen, es sind hier ein paar gute Sprachmeister — und zweitens, mir sagen zu wollen, was das Geschreibsel heißt, damit ich die hoffärtige

*) Der sich — nach der Volkssage — selbst als Spion bei den Schweden angab.

Dorothee mit der Uebersetzung ein bischen überraschen mag."

Klara reichte dem Bruder mit etwas zögernder Hand den Zettel hin, und weil gerade Mex geräuschvoll in's Zimmer trat, erlaubte sich ihre Schwester einen langen, langen Erholungsseufzer. — Denn was so dringend von ihren Lippen gelaufen, war nichts als eine waidliche Lüge gewesen und der Zettel war Pavianowitsch's der Adresse beraubte Epistel, die Klara zu Muselmann getragen, um sie von ihm sich übertragen zu lassen. Aber der garstige Herr Rath war nicht bei Hause gewesen, die späte Stunde hatte nicht erlaubt, daß Klara ihn erwartet hätte. Unbarmherzig jedoch drängte die Zeit. Morgen installirte sich der Herr von Pavianowitsch in Klara's Hause, morgen schon sollte sie vielleicht eine Antwort auf den Brief abgeben. Wie hätte sie dem Kavalier gestehen können, daß sie die Verse — denn Verse waren's, wie sie gleich gemerkt — daß sie die Verse nicht gelesen, und zwar aus guten Gründen? Nur die Furcht, als eine komplete Barbarin vor dem Höfling ihrer Schönheit zu erscheinen, konnte sie bewegen, ihrem Bruder ungefähr dieselbe Lüge, die sie für Muselmann bereit gehalten, aufzubinden und ihn selbst zur Uebertragung aufzufordern. Emsig forschend in den Zeilen hatte sie sich vergewissert, daß ein Name, wenigstens der ihrige, nicht darin vorkam und somit erwartete sie mit ziemlicher Seelenruhe das Ergebniß des brüderlichen Dolmetschertalents.

Mex ging herrisch und schlüsselrasselnd von Kasten zu Kasten. Fridolin hatte volle Muße, das Gedichtchen zu durchgehen. Es war abgefaßt wie folgt:

En abordant ce beau rivage,
Je t'ai vue, déesse de l'amour;
Et ce coeur, naguère si volage,
Par toi réduit à l'esclavage,
Désormais t'appartiendra toujours.

Das Uebersetzen ging, wie es den Anschein hatte, dem guten Fridolin hapernd von statten. Bald schmunzelte er, als riefe er: „gefunden!“ bald runzelte er die Stirn, als stände er am Ende seiner Gelehrsamkeit. Ein Glück, daß die schwarze Mex ihr rasselndes Handwerk lange genug trieb, um dem Dolmetsch Zeit zu lassen, mit Ehren aus der Prüfung hervorzugehen. Denn als sie endlich — die Mex nämlich — sich entfernte und die neugierig spionirende Klara nicht mehr nur auf Nadeln, sondern schon auf Dörnern und feurigen Kohlen saß, sprach Fridolin, nachdem er säuberlich sowohl Mund als Nase und Stirne mit dem Schnupftuch gestrichen und bewedelt: „Na, horch' einmal zu. Ein Schelm macht's besser als er kann. Es sind Verse und sie heißen auf deutsch ungefähr:

„Die Schönheit ist ein Gut, das nicht bei uns verweilet; —
Die Tugend ist ein Adelbrief, der immer Werth behält;
So strebe, Jungfrau, nach der sittlichen Anmuth, die unvergänglich und immer besteht,
Und poche nicht auf deiner Reize kurzen Lenz.“

Oder besser:

„So poche nicht auf deiner Reize kurzen Lenz und strebe u. s. w., bis „immer besteht.“

Siehst Du, Klärel: toujours heißt „immer“ und damit schließt das Gedicht. — Nun aber frage ich, ob

der Herr wohl recht gescheidt war, der jener Adele oder wie sie heißt, einen solchen impertinenten Zettel in den Muff steckte: oder ob er's wirklich gut mit ihr meinte und ihr eine Lehre geben wollte, wenn sie in der That eine so arge Kokette ist, wie Du sagst? He?"

Dieses letztere „He?" war ein bischen stärker als die Vorrede accentuirt worden, um das holde Klärchen aus einer seltsamen Zerstreuung aufzumuntern. Klara's Blicke starrten so wunderlich über das Kerzenlicht in's Dunkel des Gemachs hinaus, ihr Mund hatte sich matt geöffnet und ließ die blanken Zähne, — dießmal ohne Willen und Berechnung — sehen, die Hände waren, wie ermüdet, in den Schooß gesunken. Das Mädchen schien erstarrt, verblüfft, bezaubert oder entzaubert, nur über den Augenbrauen zuckte kaum bemerkbar ein zürnendes Fältchen Blitz auf Blitz.

Noch einmal wiederholte, und zwar lauter, Fridolin das aufmahnende „He!" und Klara fuhr zusammen, als wäre der Kamin des Hauses eingestürzt. „Jesus Maria! wie Du mich erschreckst! Was gibt's denn?"

„Nichts auf der Welt, als daß ich wissen möchte, ob mein Schwesterchen schläft oder wacht? Du hast den Glotzer, Klärel. Horch' mir zu. Ich sagte: —" Er sagte noch einmal die Frage her, die er an das zerstreute Klärchen gerichtet.

Die Letztere antwortete dießmal mit übellaunigem Tone: „Mit der Kokette hat's seine Richtigkeit, Fridolin. Eine Kokette, weiß geschminkt und schwarz im Herzen und leer im Kopfe. Ein ausgeblasenes Ei wiegt hundert Pfund, gegen ihren Kopf gehalten. Jedoch — Du hast Recht, Fridele. Das ist ein sonderbarer Liebens-

brief und schade, wahrlich, daß die neidische Dorothee ihn aus dem Muff gestohlen. Doch mag sie ihn bei Gelegenheit wieder hineinpraktiziren, damit er die Adresse nicht verfehle. Gib ihn her, den schalen Wisch, nicht der Mühe werth, daß Du ihn verdeutschtest, daß ich ihn anhörte."

Klara zog dem Bruder den Zettel gebieterisch aus der Hand.

„Ei nun," sprach Fridolin lächelnd, „ich habe mir die Mühe gern gemacht. Was thät' ich nicht, um Dir zu Gefallen zu leben? Wenn ich Dir nicht zu schlecht bin, Klärel, so will ich obendrein Deinen Lehrmeister abgeben, um nachzuholen, was an meinem Lämmchen versäumt worden ist. Ist's so recht, mein Herzele?"

Fridolin hatte gut, seine Schwester mit schalkhaften Blicken anzusehen. Ihre Augen waren und blieben finster. Heftig aufstehend sagte sie und wegwerfend: „Fast besinne ich mich anders. Fast möchte ich die Zeit für verloren schätzen, die ich auf die Erlernung einer Sprache wenden würde, in welcher fade Menschen so fade Dinge sagen und schreiben dürfen. Bin auch schon zu alt zum Lernen, Fridele ... und gute Nacht, schlaf' wohl ... hab' Dank, lieber Bruder, und schlaf' wohl."

Der Nachtgruß war mit nichten hold und zierlich vorgetragen worden, der Stolz, womit sich Klärchen hinwegbegab, war ein unartiger. Dennoch lächelte Fridolin ihr ruhig nach, labte sich mit einem Glase Wein, drohte alsdann scherzend mit dem Finger nach der Thür und sagte wohlgemuth: „Verdrießlich, verdrießlich, sehr verdrießlich! Aber Klärel, weiß Gott, es geschieht Dir Recht. Glaubtest Deine Sache recht pfiffig eingefädelt zu haben,

belogst mich, Du kleine, bunte Schlange? Meintest nicht, daß ich errathen würde, wem eigentlich der Zettel gelegt worden? Sieh', sieh', wie die blonde, sanfte Eva sich verstellen kann! Darum eben habe sie jetzt ihre Lektion. Sie wird nicht mehr so bald ein französisches Billet-doux annehmen. Es ärgert mich selber nicht wenig von dem Menschen, daß er mit abgedroschener, wälscher Götzendienerei eines arglosen, deutschen Mädchens Eitelkeit zu bestechen, ihr schwaches Herz zu verführen sucht, statt mit ihr und mit mir ein redlich deutsches Wort zu sprechen. Ich will's ihm wahrlich bei Gelegenheit nicht schenken, und — kenn' ich die Schwester hinlänglich — wird sie es ihm auch niemals vergessen."

Der hinkende Bote folgte gleich auf Fridolin's Lustigkeit. Das Gewissen schlug ihm plötzlich. „Hab' ich auch recht gethan?" fragte er sich zaudernd, „kann der Schabernack, den ich mir erlaubte, nicht üble Folgen haben, das Mädchen erbittern, zwei Herzen trennen, deren Bund vielleicht ein glücklicher sein würde? Armes Klärele! Hast Du wirklich verdient, daß ich Dir Kummer mache?"

Und bei einem Haar hätte er sich aufgemacht, um das Mädchen in ihrer Schlafkammer aufzusuchen und ihr zu gestehen, wie unredlich er sein Dolmetscheramt verwaltet, aber die schwarze Mex kam und verwickelte ihn in eine solche Menge von Haus- und Wirthschaftsangelegenheiten, daß die Zeit und Fridolin's ängstliche Besorgniß mit einander vergingen. Eine Aeußerung der verständigen Mex trug unendlich dazu bei, ihn zu beruhigen. Sie sagte nämlich, von der leichtsinnigen Schwarzwälderin redend: „Sie wird doch pariren oder

abziehen müssen; ist freilich sozusagen im Hause aufgewachsen, da unser Vater sie aufnahm als eine arme Waise, auf Empfehlung des Herrn Pfarrers von Löffingen. Aber, ich bleibe dabei: pariren oder abziehen, vor Allem sich die verliebten Possen aus dem Kopf schlagen, das muß sein, mit aller Gewalt sein. Mir macht man nicht weis, daß ein junges Ding am Liebeskummer stirbt. Wenn das wäre, gäb's kein lebendig Weibsbild auf der Erde, mich selber nicht ausgenommen. Aelter als achtzehn Jahre würde keine, das sag' ich. Will die Veronika heirathen? Meinetwegen. Heirathen ist gut, liebeln taugt nichts. Nicht die Liebschaften, nur die Ehen werden im Himmel geschlossen, und wenn sich ein paar Leute haben sollen, so kriegen sie sich und wenn die ganze Gotteswelt hineindratschte!"

Achtes Kapitel.

„Hotel Fuchsloch".

In dem thurgauischen Dorf Emmishofen, nahe bei Konstanz gelegen, ist für müde und durstige Leute sehr wohl gesorgt. Im ganzen Ort sozusagen Wirthshaus an Wirthshaus. Eine ganze Reihe von kleinen Anstalten dieser Gattung zieht sich längs einer etwas steilen Halde, die eine Gasse des Dorfes bildet, hinan. Beinahe auf der Höhe dieser Halde steht dem Wanderer, der von Konstanz kommt, zur rechten Hand das Wirthshaus zum „Fuchsloch". Eine geringe, wenig geräumige Kneipe, aber bei Weitem nicht die unbesuchteste. Sie liegt so traulich und versteckt für Leute, die gern unter sich sein wollen. Ein Stelldichein dort abzuwarten, ein Komplottchen zu schmieden oder sich dem Becher und seinen Freuden, fern von der Welt und ihren bösen Zungen, zu ergeben, dazu wäre das „Fuchsloch" wie geschaffen. Kluge Leute haben es auch schon manchmal zu den benannten Zwecken benützt.

Das Innere der Trinkstube ist bald beschrieben; es gleicht dem Gelaß aller Zechstuben in diesem Winkelchen der Schweiz auf das Haar. Braunes Getäfel an

Decke und Wänden, ein paar schwere Tische, einige Stühle, die feste Bank an den Fenstern, einige bewegliche Bänke längs den Tischen, eine Schwarzwälderuhr in der Ecke, gegenüber der Schwenkkessel nebst Brünnlein, Flaschen, Gläsern und langer Handzwehle; neben der Thüre der unverhältnißmäßig große Kachelofen mit Trockenstangen, Essigfaß und Gutsche oder Lotterbänkchen; an der Mauer ein Aufstellbrett mit der Schnapsflasche, dem Kalender, mit Lampe und Laterne; da und dort angeheftet ein Steindruck oder Holzschnitt, ohne Rahmenluxus: der Schulmeister vom Kniebis, der bekannte General Buser aus Basellandschaft, der noch bekanntere Kaiser Napoleon und irgend ein Distelibild *). Einzelne zufällige Verzierungen des Gemachs, umherliegend wo gerade gefällig, sind etwa der halbfertige Strickstrumpf der Wirthin, des Wirths Nasenbrille, der Ochsenziemer für des Hauses Jugend, eine Peitsche für das Vieh, eine träge Katze oder sonstiges Gethier, Karten, Würfel, Kreide nicht zu vergessen.

In dem heimelig gelegenen und gastlichen Hause saßen — eben am späten Abend des Montags — während Fridolin Schwertberger in der Stadt schon drauf und dran war, zu Bett zu gehen — der zechlustigen Gesellen noch viere und hatte Keiner Lust, bereits den Weg unter die Füße zu nehmen und Feierabend zu machen, wenn schon Einer in der Gesellschaft dergleichen that, als mahne ihn die Pflicht oder das Gewissen. Die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, das Gesicht halb und halb in den Händen verborgen, machte der Eine in

*) Aus dem Distelikalender.

der That eine recht melancholische Figur. Der ihm zunächst sitzende Gast, ein Mann in ziemlich verbrauchtem Sonntagsrock, versehen mit einem Gesicht, das zugleich pfiffig und einfältig dreinschaute, manchen honetten, aber auch manchen lüderlichen Zug aufwies, ein Mann mit gebleichtem Haar und ziemlich jugendlichen Manieren, stieß den Melancholischen an und sagte: „Beim Blitz, Gevatter Matthias, ich denk' wohl, Dir sei der Peterling verhagelt, so graunzig sitzest Du da. Schau, was kann Dir denn mangeln, G'vatter Mätz? Geld im Sack, neue Schuh und Rauchtabak, ein nagelneues Häs *) ... was willst Du mehr, bei Gott? Bist gestern so kameradschaftlich, so gattig gewesen und auch heut — ich kann's nicht anders sagen ... aber seit einer Stunde ist's letz bei Dir und will gar nimmer guten!“

Der Mann des Zuspruchs schwäbelte heftig. Doch lebte er, ein Ulmer, schon lang in Konstanz und trieb dort das Schreinerhandwerk. Er war eben jener Meister Merkel, der dem Meister Fridolin Schwertberger die überlinger Arbeit nicht abgenommen hatte, ein Mensch, so ganz auf seine eigene Faust, daß er so ziemlich von Niemand einen Rath und Wink annahm, den vernünftigen am allerwenigsten. Dagegen geizte er nach dem Ruhm, das Orakel seiner Freunde und Zechgesellen zu sein, und wie es mittelmäßigen Köpfen nur zu oft gelingt, von einem Haufen von Bewunderern angestaunt zu werden als ein Gestirn, so war's dem Merkel gelungen. Matthias, der Sattler, unter Anderen, war sein

*) Kleid.

eifriger Jünger und nichts ging ihm wohl über Merkels Wort und Werth.

Einen Andern würde Matthias grob genug angefahren haben. Dem Merkel begnügte er sich, mürrisch zu antworten: „Wenn doch einmal Einer mit sich selber nicht zufrieden ist? Du hast die Wahrheit gesagt: es will gar nimmer mehr mit mir guten! Die guten Vorsätze kommen von Gott und eben darum holt sie der böse Feind so geschwind als er kann. Gestern Morgen nach der Kirche — ach, wie war ich so wohl aufgelegt! Und nachdem der Fridel so brav mit mir geredet — ich hatte selber meine Freud' an mir. Aber — kaum die Hand umgedreht und über die Stränge hinausgeschlagen, das war eines und dasselbe! Hab' meine Geschwister, mein Weib und die Kinder daheim gelassen und mich wieder in der Schweiz versessen beim Karteln und Schöppeln! — Heut — kaum meinen Brummer recht ausgeschlafen — saß mir gleich wieder die Versuchung auf dem Halse und es hat blau gemacht werden müssen. und da sitz' ich noch, ein Schelm an Weib und Kindern . . . und 's geht schon wieder auf die Polizeistunde los! Warum hast Du mich auch aus dem Hause geholt, Merkel? Du bist eigentlich an Allem schuld. Hast ja, wohin Du kommst, Kameraden genug, warum muß denn ich immer dabei sein?"

Merkel wollte ein zornig Wort ausstoßen, aber er faßte sich, besah seinen Nachbarn mit geringschätzigem Blick, zuckte die Achseln und sagte zum Dritten, der gegegenüber saß hinter einem Viertelchen Kirschwasser: „Na, Doktor, ich meine, der Mensch da sei betrunken. Was haltet Ihr davon?"

Der sogenannte Doktor war ein Schweizer aus dem Appenzell, wohnhaft jedoch in der Gegend vom Dorfe Berg im Thurgau, in der Nachbarschaft von Emmishofen, und vermöge seiner Profession beinahe immer auf der Wanderung in den Kantonen St. Gallen, Zürich, Schaffhausen und Thurgau. Ein Schmied von Handwerk, hatte er den Ambos verlassen und das Metier eines Thierarzts ergriffen. Der Roßdoktor Güegi war weit und breit bekannt, von zweifelhafter Moralität, aber von sicherer Hand. Seine Kuren beschränkten sich nicht immer auf vierfüßige Patienten, er unternahm Alles und Vieles mit Glück. Aus etwaigen Nöthen half ihm stets sein angeborener Mutterwitz. Dennoch hatten ein durchlöchert Sieb und Güegi's Geldseckel nebeneinander feil. Kahle Stirn, kupferige Nase, kleine, schwimmende Augen, die Falten und der schlaffe Mund des Vieltrinkers zeichneten ihn aus. Sein Kleid war immer und ewig die Jacke und Hose von kaffeebraunem Loden, die Kappe von Leder oder Pelz, ein sehr kurzes Schurzfellchen, grobe Schuhe und Kamaschen, im Regenwetter eine wollene Stalldecke, als Mantel hergerichtet.

Güegi, auf des Merkel Frage, nickte und sprach: „Es böseret mit ihm, ich muß es sagen. Der Föhn stoßt, 's gibt noch Regen beim Matthias, wenn's so fortgeht."

„Bah, bah," sagte Merkel, „ein g'standener Mann und heulen . . . das möcht' ich noch erleben."

Matthias richtete sich auf, sah den Schmied verdrießlich an, sprach indessen kein Wort, aber mit dem Glase klopfte er auf den Tisch. „Gebt mir noch einen bessern Tropfen," sagte er zum Wirth, der dienstfertig herbei-

eilte, „und wenn's Karthäuser wäre *), ich will den besten Tropfen, der im Hause. Die Männer da sollen sehen, daß ich nicht trunken und daß ich nicht ein Weibsbild bin."

„Nun, so sei die Stund gesegnet, da wieder Einer zur Vernunft kam!" rief Merkel sehr beifällig und umarmte seinen Gevatter. „Jetzt bist Du wieder der rechte Mann. Laß Du doch die Krautköpfe in der Stadt saure Gesichter machen. Du bist wohl Dein eigener Herr und das Glück ist immerdar in der Welt die Hauptsache. Für's Andere geb' ich nicht einen Rappenheller. Der Mensch ist frei, — Notabene der Mann — hernach kommt erst die Sippschaft und darnach das Weib und das kleine junge Volk."

„Das sag' ich mir auch, Merkel, und doch pfetzt es mich da unterm Gilet gar oft . . . besonders seit der Vater gestorben, bin ich schwach und matt. Da seht einmal meinen Arm an!" — er streifte wirklich den Aermel zurück — „schaut das sind Nerven! Aber gerade so stark ich bin von außen, so miserabel bin ich um's Herz bestellt. Mich ärgert's, mich nickelt's, wie sie im Unterland sagen, aber es kommt mich an wie ein Gespenst. — Na, fort damit, aus dem Sinn! Wollt ihr nicht mit mir anstoßen, ihr Männer?"

Merkel entgegnete sehr befriedigt: „'s kommt mir auf einen Schoppen Seewein oder zwei nicht an, um mit meinen Freunden zu trinken. Und Ihr, Güegi, nehmt Ihr nicht noch einen Schluck von dem ‚Weiberzorn'?"

---

*) Wein von der Karthause Ittingen bei Frauenfeld.

„Ich hab' noch anderthalb Batzen für den Grickes*). Alloh! Her damit, Herr Lütenant!"

Der Wirth stand als Offizier unter den Milizen, und der Schweizer liebt jegliche Gattung von Titeln viel zu sehr, als daß er sie seinen Bekannten ersparte, es sei, wer es sei.

Der Herr Lieutenant brachte, wie dem Matthias den Karthäuser, so dem Merkel seinen Seewein, so dem Güegi sein Kirschwasser. „Begehret Ihr nicht auch einen frischen Trunk vor Schlafengehen?" fragte er dienstfertig den vierten Gast am Tischeck. Dieser verneinte, wenn er auch sagte: „Heut ist's nichts mit dem Bett und Schlafen. Ich habe heut Patrouille."

Der Gast war ein thurgauischer Landjäger mit Tschako, Gewehr und Waidsack; ein verwitterter Mann, stolz darauf, einst vor den Tuilerieen zu Paris die Wache bezogen zu haben. Güegi, der vor Landjägern überhaupt großen Abscheu hatte, bot zwar dem „Rothschöpler" **) keinen Trunk, aber Merkel that's, und der Landjäger rückte anstoßend der Gesellschaft näher.

„Mutter, gehet hinaus," sagte indessen ein schläfrig hereintappendes Kind zur schläfrigen Wirthin; „des Martin's Kleopha ist draußen, hat ein Häfeli in der Hand und möchte mit Euch schwätzen."

Mürrisch schlich die Wirthin hinaus. Güegi, aufmerksam auf Alles, ließ seine Augen herumlaufen, stand mit gespitzten Ohren auf und näherte sich der Thüre,

*) Branntwein.
**) Spottnamen für die in ausländischen Diensten Gestandenen.

außer welcher die Nachbarinnen verkehrten. Er lauschte dem Gespräch der Weiber und schien nur mit seinem Pfeifenstummel beschäftigt.

Merkel stieß den Sattler an: „Was hat der Güegi wieder? Da hört er das Gras wachsen und thut ganz unschuldig dabei. Hat der Kerl einen Instinkt! Es battet ihm freilich am Ende nicht, aber . . . wenn ich seine Nase hätte . . .! nun — ich zähle noch immer auf's Glück und das soll jeder Mensch, denk' ich. Wir sind nicht auf der Welt, um uns zu Tode zu schinden. Wir sollen fröhlich leben und auf Gott vertrauen und nicht sorgen auf den andern Morgen. Das sagt die heilige Schrift und die wird's doch wissen. Kost' hin, kost' her, ich will ihr folgen und das Weibsbild, die Fortuna, bleibt einewegs nicht aus."

Ermuntert hob Matthias das Glas und rief: „Gevattermann, wenn man Dich hört, so hast Du allemal mehr als Recht. Du hast so eine Manier, ein Maulwerk an Dir . . . man muß Dir glauben. Es steht Alles so natürlich vor Einem . . . und wär' man noch so misselsüchtig . . . Du lehrst Einen hoffen und harren und Geduld haben in Fröhlichkeit."

„Weißt Du warum, Schwertberger? Weil alle Menschen dieselbige Bestimmung im Herzen drin haben und wissen, daß sie nicht gleich dem lieben Vieh sind und daß sie fröhlich sein sollen in der schönen Welt, die unser Herrgott sich selber zur Freud' und Vergnügenheit erschaffen hat wie einen Garten. Aha . . . begreifst Du jetzt? Ich rede da nicht etwa in der Weinfeuchte, ich bin nüchtern wie ein rohes Ei. Aber das ist meine Philosophie seit zwanzig Jahren und drüber."

Der Redselige hätte noch lange fortgemacht, wenn nicht Güegi eiligst herbeigekommen wäre, um sich mit halbverlegenem oder neckischem Hüsteln an den Tisch zu setzen. Man konnte bei dem Schalk nie genau wissen, wie's Wetterglas stand, er hatte Leid und Freud in einem Sack und oft war eins so erlogen wie das andere.

Schon wollte Schwertberger eine Frage an ihn richten, aber er wurde, das zu thun, von zwei Seiten zugleich abgehalten. Denn der Landjäger rückte auf einmal an ihn und fragte mit recht bewegter Stimme: „Ihr heißet Schwertberger? Ein Sohn etwa vom alten Kistlermeister in Konstanz?

„Nun freilich, ja doch."

„Habt Ihr nicht einen Bruder in Paris?"

„Hm! nun ja, wie man's nimmt ...!"

„Hört! das ist ein excellenter Mensch!"

„So so?"

„Der hat vor'm Jahr an meiner Schwester Kind, das ein pariser Früchtle erster Qualität ist, ein wahres, rechtes, braves Liebesstück, ein Biedermannsstück verrichtet ... ich bin ein fauler alter Krächeler ... ich hätte — 's ist schon fürchtig lang seit der Sache — schon lang also hätt' ich sollen Euren Vater aufsuchen und ihm danken, weil ich doch dem Sohn, Eurem wackern Bruder, nicht danken kann. Paris ist weit, meine alten Knochen haben nichts mehr dort zu thun — ein Wunder, daß sie nicht Anno dreißig dort sind liegen geblieben ..."

So wie der alte Soldat auf die Julirevolution zu sprechen kam, hatte seine Beredsamkeit gar kein Ziel. Aber Matthias, den das Lob des Bruders gar nicht sehr

erbaute, ließ den Schnauzbart ganz geruhig reden und horchte seinerseits dem Bauernweibe zu, das von der Wirthin hereingeführt wurde und etwas befangen sich dem hüstelnden Güegi näherte.

„Grüezz' Euch, seid Ihr der Doktor?"

„Ja. Was gibt's, was soll's? So spät am Abend? Nur heraus, hab' nicht lange der Weile. He?"

Statt zu antworten, hielt die Frau mit steifem Arm das unvermeidliche Glas, ohne welchem nicht zu gewissen Doktoren gegangen wird, dem Schmied vor die Augen.

Güegi nahm das Gefäß mit Wichtigkeit, schaute durch dasselbe in's Kerzenlicht und sagte nach ein paarmal Kopfschütteln: „Das ist von einem kleinen Knaben, der von der Leiter gefallen ist."

„Nun he? Gott segn'es! Hab' ich's Dir nicht gesagt, Kleopha?" triumphirte die Wirthin; „der Güegi ist der Hauptdoktor in der Schweiz und der Micheli Schüppach ist gar nichts im Vergleich zu ihm gewesen."

Kleopha war ob der Weisheit des Schmieds ganz vertattert und stammelte: „Jetzt habt Ihr's ganz gerathen, um Gotteswillen, seid Ihr ein Hexenmeister? Ja, mein Benzeli ist von der Leiter gefallen und ihm thun die Füß' so weh. Was sollen wir mit dem lieben Kind anfangen?"

„Das will ich Euch sagen. Setzt's in ein Bad und legt ihm hernach einen guten Chriesimann*) in's Bett. Ich komm' morgen selber und schau dem Buben nach."

„Ja, ja, wollet's nicht vergessen. Wir werden schon

---

*) Wärmkrug.

dankbar sein. So 'n gelehrter Mann, der Alles gleich im Glas sieht! Wenn Ihr aber doch einmal die Leiter errathen habt, wißt Ihr auch, wie viele Sprossen das Benzeli heruntergefallen ist?"

Die verfängliche Frage der schlauen Mutter machte den vielgeprüften Güegi mit nichten irre. Mit völligem Gleichgewicht und auf der Stelle, nach einem Blick auf's Glas, antwortete er: „Zwölf Sprossen, Frau, nicht weniger, nicht mehr."

Bedenklich lächelte Kleopha und sagte ängstlich: „Das habt Ihr jetzt nicht errathen. Die Leiter hat sechzehn Sprossen und von der obersten ist der Bub herabgefallen."

Schadenfroh lächelten die Umhersitzenden. Ehe jedoch die Ueberzeugung, daß er sich geirrt, in den Zuhörern sich zum lauten Lachen ausbilden konnte, schlug Güegi auf den Tisch und rief: „Was da, was da, beim Eid! Wer sagt, daß ich Unrecht habe? Laß hören, Du ungute Nachtkappe! Ist das im Gütterli *) da Alles, was Du hast von Benzeli?"

„Nein, ich hab' noch mehr daheim im Häfeli."

„Siehst wohl also, Du müede Person? In selbem Häfeli stecken derowegen die vier Leitersprossen, die uns abgehn. Jetzt mach' Dich fort."

Ganz verdutzt, unterm Gelächter der Anwesenden, entfernte sich Kleopha mit einem schüchternen: „Gut' Nacht, schlafet wohl miteinander!"

Güegi lachte siegesfroh, und sein verschwenderisches Naturell herauskehrend, sagte er: „Was ich von der

---

*) Fläschchen.

alten Kleopha überkommen werde, will ich schon heut zum Besten geben. Wir wollen, weil wir so jung beieinander sind — wir Drei, der Kistler, der Sattler und ich" — mit Fleiß ließ er den Landjäger aus — „das Benzeli vertrinken. Lütenant, machet uns auch ein Krambambuli!"

Die Wirthin stieß ihren Mann abmahnend in die Rippen. Der Lieutenant, selbst ein Verehrer des genannten Getränks, und wohl wissend, daß er dabei nicht leer ausgehen würde, erwiederte ablehnend den Rippendeuter. Doch warf er einen Schiefblick auf den Landjäger, der nach der Uhr sah. „Die Polizeistunde ist grad' da," sagte er zögernd.

„Pfui, Polizei im freien Land!" rief Matthias, dessen Lust zum Uebersitzen gewaltsam hervorbrach, geweckt vom starken Karthäuser und gespornt vom Unmuth, denn der Sattler wurde Neid vom Wirbel bis zur Zehe, wenn Einer es wagte, unter seinem Bart den ehrlichen Fridolin zu loben.

Meister Merkel trat dem Vorlauten bedeutsam auf den Fuß, nach dem Landjäger schielend. Der Polizeimann war indessen aufgestanden und machte sich zum Abzug fertig. „Ich will nicht stören," sagte er gelassen, „der Dienst ruft mich, und da ich hier nicht abzubieten habe, so sollen sich die Herren vor mir nicht geniren. Lebet wohl, Herr Lieutenannt und Compagnie. Wenn Ihr die Hausthür schließt und keinen Lärm macht, denk' ich wohl, wird man Euch in Ruh' lassen. Adje wohl!" — Schwerfällig ging der Landjäger seiner Wege.

„Jetzt lustig, wenn wir ledig sind, jetzt lustig 'ne halbe Stund'!" sang der flottaufbrausende Güegi, und

warf dem Landjäger hinter der Thür die Kappe nach. „Marsch ab, Marsch ab, du Hagwaare*)! 's ist Zeit zum Ausreißen. Pfudi! Kann ich die Burschen nicht leiden! 's prisönelet überall, wo die Kogen gehn und stehn. Lütnant, Krambambuli!"

„Geh' in's Bett!" herrschte der Wirth seinem mißvergnügten Weib zu, „ich werd' schon selber die Herren bedienen. Und" — setzte er leise hinzu — „daß Du mir nicht pflennst, daß man's hört ... oder Du weißt schon, wie ich Dir heimzünde!"

Trutzig verschwand das Weib. Der Wirth ging an sein Geschäft. Die drei Nachtlichteln langten ihre Pfeifen aus dem Sack und dampften sich in selbstvergeßnem Schwindel mehr und mehr hinein.

Der Güegi schlug mit allen vier Eisen aus — wie er selber als Roßdoktor zu sagen pflegte. Bald sang er, bald deklamirte er, und sein Text war immerdar Freiheit und Wohlleben, und wie es kein Mensch in der Welt besser habe, denn er, wenn auch sozusagen kein Mensch etwas davon wisse.

„Mir ist's Herz leicht worden," sagte er unter Anderem, „seit der Schelmenschmecker draußen ist; sieht er nicht drein wie des Gähtods Ueberreiter? Sa sa! Da, hellauf! Da sind niegelnagelneue Fünfbätzner eine Handvoll. Frei sein und lustig sein, das wollen wir.

Zu Zeiten bin ich lüderlich,
Zu Zeiten bin ich gut;
Zu Zeiten hab' ich Strümpf und Schuh,
Zu Zeiten keinen Hut!"

---

*) Schlechtes Gesindel.

Matthias hätte um alle Welt nicht unterlassen können, Chorus zu machen, so gut es sein schwaches Musikgehör, seine ungeschlachte Stimme und seine Unkunde des Appenzellerdialekts erlaubten. Im Begriff, auf eigene Faust ein Liedlein, wie's daher paßte, anzustimmen, wurde er von Merkel unterbrochen, der feierlich sagte: „Jetzt kann's nicht mehr fehlen."

„Fehlen? was fehlen?" fragten die Anderen.

„Mein Frankfurter Loos muß in der nächsten Ziehung einen großen Gewinn machen. Ich sag's, ich, und ich bin kein Schwenkfelder, aber auf einen gesunden Traum thu' ich halten. Und mir hat in der letzten Nacht geträumt, daß der Güegi da zu mir gekommen ist und hat, wie jetzt, eine Handvoll funkelnagelneues Silbergeld hervorgelangt und dabei gesagt: ‚Weißt, was das ist? Das ist für Dich aus der Frankfurter Lotterie.' Und wenn zwischen vierundzwanzig Stunden sich begibt, was Einer im Schlaf vorausgesehen, so wird's wahr, und es ist so gut, als ob ich mein Geld schon im Känsterle liegen hätte."

„Das wünsch' ich Dir, und hätt' ich nur die Hälfte von dem Loose, das gewinnen wird!" meinte Matthias.

„Mein Grundsatz ist," sagte Merkel noch feierlicher, „dem Glück, als unserem höchsten Meister in der Welt, immer eine Thür oder einige, wenn's sein kann, offen zu halten. Ich setze in alle Lotterieen, irgendwo, denk' ich, muß es einschlagen, und dann verdiene ich mit wenigen Gulden ohne ferneres Zuthun tausendmal mehr, als ich mit hunderttausend Hobelstrichen gewonnen hätte, die mir den Arm stumpf machen und gerade nur für Maschinenmenschen eine passende Arbeit sind. Wer etwas im Kopf hat, wie wir, Gevatter Matthias, der soll spe-

kuliren und die Taglöhnerfrohne Anderen überlassen. Ich auch habe in meiner Stirne Schweiß lange Jahre gearbeitet und dennoch wenig vor mich gebracht. Was soll also die Fretterei? Mit den Kunden scherwenzen und pastetlen *), daß man nur das tägliche Brod davon habe, das ist keine Sach' für einen freien Mann und Bürger. Das mögen meine Gesellen thun, das regt mich nicht an. Weiß wohl, daß Manche sagen: der Merkel ist faul, der Merkel versauft sein' Sach', der Merkel ist verdorben. Ich laß sie reden und das Weib lamentiren und die Kinder schreien, wie sie's leider von der Mutter hören. Nach Regen folgt Sonnenschein und der Letzte hat noch nicht geschossen."

„Na, ich weiß wohl, wie die bösen Mäuler es machen," nahm Matthias, dem Merkel aus der Seele sprach, das Wort; „wie sind sie mit mir umgesprungen! Ich sei faul und trinke gern, und habe kein Sitzfleisch und sei ein schlechter Hausvater und was dem mehr. Dennoch hatte ich gerade nur Unglück. Wenn einmal ein Geschäft nicht gehen will — nicht wahr, Gevatter? — so geht es nicht, und wenn der Teufel auf Stelzen käme. Ueberall ist ein Schicksal vorhanden, und darüber kann kein Mensch, und wenn er sich todt hetzt und schindet und sich die Finger bis unter das Schulterblatt abarbeitet. Ich Esel — mit Verlaub — hab' mich anfänglich sehr gekümmert, wie die Leute so lieblos schwätzten, aber was half's? Die Sache ging darum nicht besser. Ich nahm mir vor, ein Uebriges zu thun. Ein paar Spießbürger hatten mir gerathen, der

*) Schön thun.

Früheste in der Werkstatt und der Späteste darin zu sein, das bringe Glück. Ja, prost die Mahlzeit! Dumm wird man bei der Galeerenarbeit, blitzdumm, und — es nützt platterdings nichts. Denn — es ist gewiß wahr — wenn die Hand auch will, so will das Werkzeug nicht, wenn einmal 's Unglück drin sitzt. Das ist kein Aberglaube, Freund Güegi, wenn Ihr auch das Maul krumm macht und die Nase aufzieht."

„Nein, das ist kein Aberglaube, Doktor," bekräftigte Merkel. „Mir auch schon tausendmal passirt."

„Nun, so wißt Ihr, daß es wahr ist, Gevatter. So oft ich mir dachte und vornahm, jetzt willst du dich recht zwingen und ein Stück hinarbeiten, daß der Himmel davor Respekt haben muß, was geschah? Das konträrste Gegentheil. Bald bogen sich die Ahlen wie die Bauernfünfer und ließen sich nimmer grade klopfen, oder brachen sie, kurz und gut, adieu Arbeit! Oder das Schneidmesser wurde plötzlich stumpf, oder die Falzzange wollte nicht mehr kneipen, oder ich hieb ungeschickterweise den Texel statt in den Sattelbaum in meinen Fuß. Brach nicht der Draht alle Augenblicke, so war's nicht recht, und war mir das Leder nicht ausgegangen, wenn ich es am nöthigsten brauchte, so war's ein Wunder. Da hielt kein Stift, da packte kein Nagel, da paßte kein Riem, da pickte kein Kleister: kurz, kein Glück und kein Stern. — Wenn Alles nicht half, ließ ich freilich Alles stehen und machte mir Feiertage. Das war vernünftig, aber während der Zeit bestahlen mich Gesell und Lehrjungen, die Frau wirthschaftete verdrossen und schlaudrig, schlechte Kunden brannten durch mit starken Rechnungen und ich hatte das Nachsehen; der Kauf-

mann, von dem ich Tuch und Borten, der Händler, von dem ich das Leder nahm, drangsalirten mich dagegen unbarmherzig. Des Rennerle, meines Hausherrn böse Sieben, schikanirte mich mit der Miethe und hußte *) immer an meiner heuchlerischen Rippe. Daher alle Stunden zu Tag und Nacht Verdruß und Streit, und alle Augenblick eine Klage, ein Vorstand bei Amt, ein Zahlungsbefehl und der Teufel und seine Großmutter sammt Compagnie. Vor den Gerichten verlor ich die Zeit, im Haus meine Ruhe. Da setzte ich mich immer mehr im Wirthshaus fest, und das war wieder vernünftig. Dort wartet sich die Amtsstunde besser ab, als im Amthaus selbst, mitten unter stinkenden Kaffern und dergleichen. Dort zerstreute und sammelte ich mich, und mied allen Anlaß zu Hader und Disput, den ich zu Haus gehabt haben würde. Wenn ich hätte immer im Wirthshaus verbleiben können, ich wäre der friedlichste und gehorsamste Bürger geworden und geblieben. Aber — weil ich denn doch zu meinem Unglück ein Weib und Kinder hatte, mußte ich wenigstens zur Nacht heim, und die verdarb gewöhnlich, was ich am Tag gut gemacht hatte. — Uf! Jetzt hab' ich genug und der Krambambuli marschirt auf. Eingeschenkt! Wir sollen leben und das Glück uns lachen! Hoch!“

„Adam's Ripp' und Rebensaft!“ brachte Merkel, der alte Flatterling, aus. Matthias schüttelte den Kopf: „Die Rippe laß ich nicht leben.“

Güegi setzte sein Glas nieder und sagte: „Auf die eheliche Rippe trinke auch ich nicht. Wo ein Weib im

*) Hetzte.

Hause, tödtelet es schon, und kein Segen ist mehr darin. Aber — wenn Ihr das Anne-Bebeli hinterm Hag meint, — die Mädla, die man annehmen und wieder abthun kann nach Belieben, ho! da bin ich dabei. Hoch und noch einmal hoch und zum dritten Mal hoch 's Schätzli Allerhand!"

Lachend und spottend thaten ihm die Anderen Bescheid, den Lütenant-Hauswirth nicht ausgenommen, der sich breit hinsetzte mit den Worten: „Ich denk' wohl, ich will mitthun."

Merkel, der sein Glas schneller geleert, als seine Genossen es thaten, wurde daher um so früher scharfsinnig. und predigte mit gewohnter Würde: „Was der Gevatter vom Wirthshaus gesagt hat, ist wahr und klar wie die Sonn' am Himmel. Nach dem Schulhaus ist das Wirthshaus das beste Haus von der Welt. Dort zerstreut sich der Mensch von schwerer, undankbarer Arbeit, dort ergötzt er sein Gemüth mit Gespräch und Gesang, und erquickt seinen müden oder sorgenvollen Leib. Dort hört er vom Krieg und Frieden und wie's in der Welt draußen zugeht, macht nützliche Bekanntschaften, findet nicht selten Kundschaft. Dort lernt er allerlei Vortheile für seine Profession und hört von den Praktiken der bösen Zahler, dort spricht er vom gemeinen Wesen, von Gebräuchen und Mißbräuchen und gewöhnt sich das Ofenhocken ab, das einem Mann übel steht und selbst seiner Familie unerträglich wird, denn 's Weib kann's nicht leiden, wenn ihr der Mann überall auf den Fuß tritt, die Nase in alle Häfen steckt, und die Kinder fürchten ihn, wenn er immer da ist, sie wissen schon warum. Nein, nein, das Wirthshaus ist gut, und wenn die Pfaffen darüber schimpfen, so thun sie's, weil sie selber

nicht hinein sollen, und wenn die Obrigkeit Einem den Besuch im Wirthshaus verbieten oder verleiden will, so frage ich: Warum hat sie die Wirthshäuser erlaubt, und werden ihrer nicht täglich mehrere aufgethan? Was soll der Bürger thun, wenn ihm schwappelig wird? Einen Schoppen trinken. Was thut er, wenn ihn Sorgen quälen, wenn sein Weib nicht parirt? Soll er mauderig wie ein Gespenst im Haus herumseufzen oder, zundelroth vor Verdruß, Watschen an die Kinder austheilen, oder der knurrenden Hausfrau auf die Batzenwaffel *) ein Pflaster legen? Kurz, ein bös Exempel und Aergerniß geben? Nein doch, er geht in's Wirthshaus und trinkt seinen Schoppen, auch zwei, auch drei, aber nicht mehr auf einem Sitz, er könnte es denn gut vertragen, dann thut er, was er will, denn er ist ein vernünftiger Mensch. Die Mucker und Schneesieber, die über Alles räsonniren, tadeln die Wirthshäusler im baaren Unverstand, und schelten sie Vollzapfe und Schläger und Müssiggänger. Eins so unwahr als das Andere. Die sich im Wirthshaus prügeln, hätten sich auf der Gasse ebenfalls geschlagen — und in der Regel machen sie's ja auf der Gasse aus. Die sich im Wirthshause betrinken, hätten 's auch bei Hause gethan; denn entweder ist das Betrinken ein Bedürfniß, oder eine Liebhaberei, oder ein purer Zufall. Eine Liebhaberei? Diese gewöhnt man sich nicht ab, zu Hause oder auswärts. Ein Bedürfniß? Dann liegt's an der Leber und dafür kann der Mensch nichts. Oder ein Zufall? Ja, mein Gott! wenn's eben sein soll, so fallt sich die Katz vom Stuhl zu todt. —

*) Der Mund.

Was wissen aber die Moralisten — daß Gott erbarm'! Von den Glücksfällen, die einem Wirthshausgänger in Aussicht stehen? Alle Erfindungen und treffliche Gedanken — ich sag's, ich — sind aus dem Wein entsprungen. In jedem Schoppen sind ein paar Tropfen, in denen ein Schatz liegt, flüssige Eier mit Dottern von Gold sind's, bei Gott. Nicht ein jeder Magen brütet sie aus, aber Leute von Kopf, wie wir, Gevatter Mätz . . ."

„Lasset mich nur auch was gelten, oder ich setz' euren Grind ganz lebig in Spiritus!" rief Güegi und erhob drohend die Krambambulischale zur heißen Taufe.

„He, he da, Dokter, gemach, gemach!" Der Wirth hielt dem Schmied den Arm und machte ihn niedersitzen. Merkel hatte einen Satz von der Bank bis zur Thür gemacht, Matthias sich angeschickt, dem Angreifer die ganze Last des Tisches mit Geschirr und Leuchtern und allen Siebensachen ohne Weiteres auf den Leib zu werfen.

„Loset, seid vernünftig, laßt mit euch reden!" predigte der Wirth, nachdem er das Getränk in Sicherheit gebracht. „Nur keinen Spektakel! Wenn's die Landjäger hörten. . . .!"

Hierauf zürnte aus Güegi der manche Branntwein, den er am Abend genossen: „Lütenant, was geht's Euch an? Wenn der Schelm, wenn der ketzerische Hund mich schlecht macht und sagt, ich sei ein dummer Hund, so muß er mir von der Seite. Ich hab' ein gähes Blut und sollte nicht an dem taub werden*), was der Schelm sagt?"

---

*) Böse werden.

„Versöhnt ihn," bat der Wirth den furchtsam zögernden Merkel; „Ihr seid ihm an's böse Aederlein gekommen, aber ein gutes Wort macht Alles gut."

„Gevatter Matthias, sage Du ihm das gute Wort," mahnte Merkel seinen Freund, „ich bin gleich wieder da." Verschwand, lauschte aber waidlich an der Thür und horchte zu, wie die drei Männer anfänglich miteinander schmälten und wie Matthias grob und fein aufspielte, bis der Güegi sich besänftigte und aufhörte, taub zu sein.

„Nun, ist's wieder in der Ordnung?" fragte der Wirth zufrieden; „wollt Ihr wieder ein gutes Manneli sein?"

„Meinethalben, ja, wenn's nicht bös gemeint war," versetzte Güegi, überwunden von dem Zuspruch der Vermittler und von der Abspannung seiner Geisteskräfte. Denn schon erinnerte er sich nicht mehr deutlich der Veranlassung seines Zorns. „Wo steckt er, der Merkel?" fragte er dann selber.

Und als der Schreiner, vom Wirth herbeigeführt, sich in die Nähe des Güegi traute, streckte ihm dieser lachend die Hand dar mit den Worten: „Thu' klopfen daher! Seien wir wieder Freund! Gelt, Dir ist katzhimmelerdenangst gewesen? Ja, sieh', ich bin die gute Stund', aber handum*) taub und wieder handum gut. Aber 's Schwätzen wollen wir gehen lassen und dafür was karteln. Willst oder willst nicht?"

„Ich thu' Euch Alles, Dokter. Einen Ramms oder Häufeln oder Laweten? Den Ekart legen oder Lands-

---

*) Wie man die Hand umkehrt.

knechten? Hopsen oder Litzen oder russisch Lumpen? Halb Zwölf wär's Schönste und 's geht schnell dahin, und das Glück ist da vorne dran für Den, der gewinnt. Matthias, mach' mit, und der Wirth thut's auch. Jetzt geht's in Einem hin. Unsere Weiber sind schon einmal im Bett und die Häuser geschlossen. Ob wir nun um Eins oder um Sechse heimkommen, ist präzis gleich. Im Gegentheil ist's vernünftiger, wenn wir um Sechse heimkommen. Wir sind nicht genöthigt, in der Nacht an die Thüren zu bumpern und die Nachbarschaft aufzuklopfen, daß sich's morgen Jedermann beim Kaffee wieder erzählt. So geben wir den Schlafkappen kein Aergerniß und Niemand weiß was von uns."

„Und die Weiber sollen nur muxen!" drohte Matthias in's Blaue hinein, denn ihm stieg der unwürdige Geist Krambambuli gäh und scharf zu Leibe. „Ha, die meinige bekäme Fänge aus dem ff, denn sie gehört mein, wie das Geld da — er warf sein Hab und Gut auf den Tisch — und wenn ich sie verklopfen wollte, wie das Sündengeld da, könnt' sie nichts dawider haben."

„Lueget," hob der Wirth halblaut an, indem er Karten und Kreide auf dem Tisch auslegte; „die Weiber haben doch auch gewisse Rechte und Freiheiten ...!"

„Leider!" fuhr Matthias noch erhitzter auf; „aber bei mir ist's anders, das hab' ich meinem heuchlerischen Bruder auch schon gesagt. Das Weib ist mein, grad so wie meine Haut ist sie mein. Ich mache damit was ich will. Tragt sie nicht meinen Namen wie das Remontepferd die Marke? Wer fragt darnach, wer sie früher gewesen? Ich wüßt' es selbst nicht mehr, wenn mir nicht zuweilen auf ihren Handtüchern das M und Z vor

Augen käme. Das bischen Weißzeug und ein paar Thaler waren aber ihre ganze Aussteuer, sonst hinten und vorne nichts. Darum soll sie sich gar nicht rühren, wenn ich sie nicht auf gut sattlerisch gerben soll. Nur kein Heulen nicht! Vordem hat sie an meinem Alten eine Stütze gehabt, jetzt ist der Spaß vorbei. Der Alte hat viel Unheil in meiner Familie angerichtet ... aber ich mag jetzt nicht davon reden. Misch' die Karten, Gevatter. Da liegt Geld wie Buchs. Wo ist das eure, ihr Herren?"

Güegi warf wieder mit seinen blanken Fünfbätznern um sich. Merkel zog aus verschossenem Geldbeutel Münzen, die aus einem tausendjährigen Grabe zu kommen schienen. Auch hatte sie der schlaue Borger aus der Kasse des schäbigsten Geizhalses in Konstanz hervorgeschmeichelt.

„Zuvor einen Trunk und hernach bäcklen und darnach spielen!" erklärte Güegi, und richtete sein Backröhrli (Tabakspfeife) wieder in Stand, zwar mit unsicheren Händen.

Der Wirth legte ihm Feuer auf die Pfeife und das Spiel hob an.

Die stille Arbeit wurde von manchem Fluch unterbrochen. Merkel gewann auffallend.

„Du hast Glück, Gevatter, das muß ich sagen!" seufzte Matthias, als sie gerade eine Pause machten.

„Daran sind meine alten Spezies schuld," entgegnete Merkel. „Was ich mit dem Geld anfange, schlägt mir ein. Keine Lüge, reine Wahrheit."

Und als der Güegi mit dem Lachen eines Gaisbocks die Karten mischelte und dabei heiser sang:

„Wer den Pfennig nit g'halt't
Und den Schwefel nit spalt't
Und die Borger nit 'nausstreicht (fortpeitscht)
Der wird nit reich ..."

lehnte sich Merkel halb berauscht auf Matthias' Schulter und tutschelte ihm in's Ohr: „Gelehnt Geld bringt Glück. Ich hab' vorgestern einen ganzen Kasten voll Weißzeug versetzt. Weißt, bei wem? — Beim Finanzrath, beim Alexander. 's ist nicht das erste Mal, drum weiß ich, daß 's Glück bringt. Wenn Du 'mal was brauchst, so geh' grad' an ihn, schnurgerad. Daß er vornehm ist, thut gar nichts. Vornehme Herren machen auch Geschäfte."

„Will mir's merken," sagte Matthias; „aber leider wohnt mein Bruder dem Herrn gegenüber. Und wenn der Fridolin einmal was merkte ...! Aber wer weiß, wie 's noch geht!"

„Das mein' ich auch," entgegnete Merkel; „Du hältst länger als der Fridel ... der Fridel ist ein naseweises Bürschle, bild't sich gar viel ein auf sein bisle Fransch und nichts dahinter, gar nichts. Er hebt nicht, Du wirst's sehen. 's b'langt mich, wie lang' er's treiben wird."

„Oho? wie so?"

„Das kann ich noch nicht sagen. Aber viele Hund' sind des Hasen Tod. — Abgehoben, Matthias. Ich spiel' aus!"

Das Spiel ging wieder los. Der Wirth brummte ein „Blitz und Hagel!" nach dem andern, denn ihm wurde, wie man sagt, eigentlich die Haut abgezogen. Auch Matthias verlor und dem Güegi ging's nicht besser. Während der Lieutenant sich verschwor und verwünschte

und Matthias immer verstockter drein sah mit trüben, übernächtigen Augen, behielt Güegi, wunderbarerweise nüchternd, seine gute Laune bei. Er verlor gleichmüthig, wie ein Prinz hätte thun können, hielt jedem Fünfbätzner, der hinging in alle Welt, eine Leichenrede, wie sie der beste Pfarrer hält, voll Pomp und Lob, aber dennoch so hübsch kühl und gefaßt. — Und so gelangten die Spieler zur zweiten Pause, da der Wirth hinausging, um schwarzen Kaffee zu bereiten, denn er traute sich nicht, sein Weib zu wecken, obschon der Hahn krähte, und war über seinen Verlust betrübt bis in den Tod.

Auch Merkel entfernte sich ein wenig, um Luft zu schöpfen.

Matthias schlug sich vor die Stirn und dann an die leeren Taschen. „Ganz ausgeseckelt!“ rief er; „ich muß auf Borg spielen und kann meinen Antheil an der Rechnung nicht bezahlen und doch wird's, fürcht' ich, einen theuren Krambambuli absetzen, weil der Merkel den Wirth so herb dazwischen genommen hat.“

„Was macht mir das?“ fragte Güegi ganz breit entgegen; „die Uerthe*) macht mich nicht fürchten. Wenn nur schon das Frühjahr da wäre!“ — Und wieder sang er so unbefangen, als hätt' er den alten Schatz von Bern im Sack und die ersten neunzehn Jahre seines Lebens auf dem Rücken:

„Wenn der Gugger kommt zu guggen
Und das Märzasönli lacht,
Dann möcht' ich grad gehn und laufen,
Morged's früh bis spät in d'Nacht.“

---

*) Zeche.

„Ach du Gottesgüte," fiel ihm Matthias gelangweilt in's Lied; „könnt Ihr mir nicht sagen, Meister Güegi, wie Ihr's anstellt, daß Ihr so fröhlich seid just im Unglück beim Spiel, und immer fröhlicher, je mehr Ihr einbüßt, und seid doch sonst g'schwind taub, wenn nur Einer sagt: Jist statt Hott?"

„Das möget Ihr wissen," versetzte Güegi; „das Geld liegt mir nicht an, was mein Doktern mir nicht verschafft, das nehm' ich anderswoher."

„Anderswoher?"

„Ja, Ihr dürft' mir's glauben."

„So viel Ihr wollt?"

„So viel ich mag und brauche. Kinderleicht und doch ein bissel waglich. Ich hab's auf die Art nicht ungern."

„Woher denn? Rückt heraus. Woher?"

„Ha, so fragt man die Bauern aus. Doch will ich auch darauf antworten: aus einem Seckel, der immer voll ist und einen Boden hat wie ein Pfaffensack."

„Jetzt bin ich so gescheidt wie zuvor."

„Das macht nichts. Ihr braucht nicht Alles zu wissen, Sattler. Indessen, weil Ihr ein guter Bursch seid, wenn schon ein Polterer und Schreier, will ich Euch 'was sagen: Hebet Euch brav, daß Ihr nicht schlüpfet mit dem falschen Kog, dem Merkel. Glaubet mir, der ist nichtsnutz und faul, wo ihn das Hemd anrührt. — Ich hab' wohl gehört — denn meine Augen und Ohren sind alleweil auf der Wanderschaft — was er Euch gesagt hat vom Borgen und Geldlehnen und Versetzen und vom Glück und G'fäll und alle seine Spampanaden. Aber mit dem Schulmeister kommet

Ihr hinein bis an den Hals. Lueget auf, ich will Euch gewarnt haben."

„Viel Dank. Ich war schon weit genug, ich bin's noch! Ich elender Mensch!" Matthias warf in der Aufregung die Karten fluchend zu Boden. „Da schaut bereits der Tag zum Laden herein und wo sitz' ich?"

„Ja, wahrlich, 's wird schon g'sichtig. Gott schenk' Euch 'nen guten Tag und noch einmal: hebet Euch, daß Ihr nicht schlüpfet."

„Aber, Dokter, wenn's geschehen sollte ...? Dann verrathet Ihr mir doch den großen Pfaffensack, aus dem Ihr schöpft?"

Matthias sagte diese Worte halb mit spöttischem Ingrimm, halb mit ängstlicher Neugier.

Geheimnißvoll und schnell — man hörte des rückkehrenden Merkels Schritte vor der Thür — antwortete Güegi: „Wenn Ihr verlumpet seid, wenn das Elend Eure Nächte schlaflos legt, — wenn Ihr nichts mehr in der Welt habt, als das Sprüchlein: ‚Was du willst, das darfst du', dann suchet mich auf und wir wollen miteinander von der Sach' schwätzen."

Es lag in dieser Antwort etwas so abenteuerlich Unheimliches, daß Matthias vom Augenblick an einsylbig wurde. Auf seine Brust fiel ein Gewicht, als hätt' er einen Todtschlag verübt. Dem Merkel, der ihn neugierig hänselte, um seiner Schweigsamkeit willen, gab er keinen Bescheid und drängte ihn dafür nur zum Abschied, zur Heimkehr. — Der Kaffee war schnell getrunken, die starke Zeche geschwind angekreidet, ein Spielchen wurde nicht mehr gemacht, weil Merkel's Gesellen insolvent geworden waren und der Gewinner nicht borgte,

— so schieden sie denn von einander. Güegi machte sich auf, das Benzeli zu besuchen, Merkel und Matthias gingen der Stadt zu. Der Erstere plauderte wie ein redseliger Staar, der Letztere dämmerte, in seine Gedanken verloren, vor sich hin.

Am Kreuzlingerthor, wo sie sich trennten, sagte Merkel: „Darum keine Feindschaft nicht, ich geb' Dir Revanche und ein andermal bist Du glücklicher als heute. Laß Dich die Nacht nicht gereuen. Wir haben uns gegenseitig gebeichtet und wer uns zugehört hätte, wüßte aus dem Fundament, wie wir inwendig aussehen."

„Kein erbauliches Kapitel, sollt' ich meinen," antwortete Matthias trübsinnig und voll Reue.

„Bah, bah!" machte Merkel; „bist übernächtig, schlaf' aus und steh' heiter wiederum auf. Wie Du bist, hat Dich Gott gemacht, und wie ein jeder Gaul sein eigenes Schrittle, so hat jeder Mensch seinen Lebenslauf." Merkel ging ein paar Schritte.

„Du!" rief ihm Matthias ermuntert nach, „leih' mir doch ein paar Thaler, daß ich meinem Weib das Maul stopfen kann, wenn ich heimkomme. Ich geb' Dir das Geld bald wieder, auf meine Ehre."

„Närrle, ich glaub's wohl!" rief Merkel zurück; „aber 's ist gegen meinen Grundsatz, das Ausleihen brächte mir Unglück nach dem Spiel, aber sobald ich in Frankfurt gewinne . . ."

Matthias wollte nichts weiter hören und förderte verdrossen seinen Marsch. Je näher seiner Wohnung kommend, um so beengter sein Athem, um so düsterer sein Kopf. Endlich betrat er die ungastliche Schwelle. War jedoch draußen die Februarwitterung kalt und rauh,

so war innen noch eisiger das Haus des Nachtschwärmers. Er hätte etwas darum gegeben, wenn ihn Vorwürfe, flammender Streit und Hader empfangen hätten. Allein mit nichten. Die Gleichgültigkeit der Verachtung überall. Die Kinder verkrochen sich still vor ihm. Die Frau, gedankenvoll in der nackten, feuerarmen Küche stehend, drehte nicht den Kopf nach ihm. Rennerle, in aller Frühe schon fleißig ab- und zugehend sagte ihm nicht „Guten Morgen" ... Niemand kümmerte sich um den verlorenen Mann. Als wie zerschlagen an allen Gliedern kroch Matthias, ein wildfremder Gast unterm eigenen Dach, in sein Bett. Lang vor dem Schlaf der Müdigkeit kam über ihn die Wehmuth in einer glühenden Thräne. „Wenn das Elend Eure Nächte schlaflos legt ...!" Diese grauenhaften Worte des prophezeienden Güegi wollten schon jetzt in Erfüllung gehen. Das Thier schloß zwar die Augen, der Geist kam nicht zum Frieden. Die Ohnmacht der Ermattung ist nicht Schlummer, Fiebertraum nicht Ruhe. — So stöhnte Matthias hin vom Morgen zum Abend, und bei dem Verlassenen saß nicht Weib, nicht Kind, nicht Engel, ihn zu hüten.



Helene.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

8. Eleg. brosch. Preis M. 4. —; fein geb. M. 5. —

Es ist ein eigenthümliches, originelles Stück Frauenleben, das uns der geistvolle Verfasser in diesem seinem neuesten, sich schnell und drastisch anspinnenden und abwickelnden Roman vorführt — das Leben einer leidenschaftlichen Seele, die frühzeitig in unwürdige Bande geräth und, verfolgt von dem Fluch einer ersten, erkenntnißlosen Jugendsünde, selbst erlöst aus demselben, ohne den Muth der Wahrheit sich auf der Flucht vor einem Schicksal befindet, dem sie die Stirn zu bieten nicht die Kraft besitzt. Gejagt von dem Gespenst des Scheins, zitternd vor demselben in nicht begangener Mitschuld, flieht Helene Sostaniew in die Welt; das Verbrechen eines Andern, an den sie einst jener unglückliche Jugendschritt gekettet, soll die russische Steppe bedecken; sie ist Hehlerin aus Furcht. Die wieder erwachende Lebenslust verleitet sie, auf dem glänzenden Parket der pariser Aristokratie zu erscheinen, und bewundert von der Gesellschaft, angebetet von der Liebe des besten Mannes, wird sie das Opfer fremden Verbrechens, durch Flucht und Schweigen vor der Welt zur Mitschuldigen gestempelt. — Der kleine Roman ist mit novellistischer Präzision und mit Virtuosität in glänzenden Farben geschildert; er führt den Leser vom Golf Neapels nach Paris und von da in die Steppen Rußlands.

C. Spindler's
ausgewählte Romane.

X. Band.